



Rheinland-Pfalz

VERTRETUNG DES LANDES
BEIM BUND UND BEI DER
EUROPÄISCHEN UNION

RHEINLAND-PFÄLZER IN BERLIN

Frauen und Männer aus unserem Land
und ihre Wirkungsstätten in Berlin



Herausgegeben von der Landesvertretung Rheinland-Pfalz



VORWORT

Bevollmächtigte des Landes Rheinland-Pfalz
beim Bund und für Europa
Staatsministerin Margit Conrad

»Rheinland-Pfälzer in Berlin« heißt die Broschüre, die Sie in den Händen halten. Es ist beeindruckend, wie viele Frauen und Männer aus der Pfalz, der Eifel, dem Hunsrück, dem Westerwald, von Mosel, Lahn und Nahe in der deutschen Hauptstadt studieren, arbeiten und leben. Sie bringen ein, was die Menschen aus Rheinland-Pfalz auszeichnet – Lebensfreude und Leistungsbereitschaft. Dass Berlin heute so vielgestaltig und anziehend ist, dazu haben auch Menschen aus unserem Land beigetragen. Und das gilt nicht nur für die Gegenwart, auch in der Vergangenheit hatte das heutige Rheinland-Pfalz Berlin viel zu geben. Immer wieder zog es Künstler, Geschäftsleute, Politiker und Wissenschaftler an die Spree, die hier Kultur, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft mitgeprägt, bereichert haben – aber wohl nicht nur. Sie haben Spuren hinterlassen und es lohnt sich, sie und ihre Werke in Berlin aufzuspüren. Sie werden staunen, von wie vielen einflussreichen Rheinland-Pfälzern wir berichten können.

30 haben wir in diesem Heft versammelt. Gegenüber der vierten Auflage kamen weitere Persönlichkeiten dazu, so Hugo Ball, der Mitbegründer des Dadaismus. Auch der charismatische Dichter Stefan George fehlt nicht länger. Der Fernsehponier Walter Bruch, der Staatsmann Klemens Fürst von Metternich und der Fotograf Nicola Perscheid vervollständigen die Riege der Neuen. Gerne werden wir in künftige Auflagen unseres »Bestsellers« weitere Landsleute und vor allem Rheinland-Pfälerinnen aufnehmen. Wenn Sie eine vermissen: Für Hinweise sind wir dankbar.

Bei der Lektüre der fünften Auflage von »Rheinland-Pfälzer in Berlin« wünsche ich Ihnen viel Vergnügen und erhellende Momente!

LORENZ ADLON

HOTELIER

* 29.05.1849 in Mainz | † 07.04.1921 in Berlin



»Die Menschen ... machten das Adlon zu dem, was es sein ganzes Leben lang war: einem begehrten Mittelpunkt der großen Welt, in der man sich nicht langweilt oder in der man sich – wenn man sich langweilte – sehr amüsant langweilen konnte. Und damit wurde es auch ein Treffpunkt der Träume für die zahllos vielen, die es nur von außen kannten und niemals ihren Fuß über die Schwelle setzten.« Hedda Adlon

Mit der Eröffnung des legendären Hotel Adlon in Berlin am 23. Oktober 1907 erfüllte sich Lorenz Adlon nicht nur seinen Lebenstraum, sondern veränderte auch das Gesicht Berlins. Kaiser Wilhelm II, der ehrgeizige Modernisierungsziele für »seine Residenz« verfolgte, unterstützte Adlons Vorhaben massiv, ein Hotel zu bauen, das so groß und so komfortabel sein sollte, dass allein schon die Aussicht, dort wohnen zu können, die prominentesten Gäste nach Berlin lockte. Das Adlon wurde Schauplatz großer Bälle und Diners, rauschender Feste und internationaler Skandale, der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens von Berlin.

Lorenz Adlon wurde 1849 als Sohn eines Schuhmachers in Mainz geboren und begann zunächst eine Ausbildung als Tischler. Erste Erfahrungen in der Gastronomie sammelte er mit Zeltwirtschaften bei Turnfesten, wobei er so gut verdiente, dass er in Mainz ein Restaurant eröffnen konnte. In den 1880er Jahren ging er nach Berlin, wo er das berühmte Restaurant Hiller erwarb, eine Weinhandlung in der Wilhelmstraße unterhielt und 1885 die Zooterrassen im Zoologischen Garten zu einem Feinschmecker-Restaurant ausbaute. 1888 bewarb er sich als Pächter für das Restaurant der Weltausstellung in Amsterdam, ein Jahr später erwarb er sein erstes Hotel in Amsterdam und das Continental in Berlin.

Das erwirtschaftete Vermögen aus diesen Betrieben investierte er 1905 in den Bau des Adlon. Dazu kaufte er ein Grundstück in begehrtester Lage, ließ mit Billigung des Kaisers das denkmalgeschützte Palais Redern abreißen und in Zusammenarbeit mit berühmten Architekten, Künstlern und Kunsthandwerkern ein für die damalige Zeit außerordentlich modernes, als architektonischer Kontrapunkt zum Stadtschloss konzipiertes Luxushotel bauen. Europas Könige, der Zar, Politiker und Diplomaten, Einstein, Furtwängler und Karajan waren ebenso Gäste wie Charlie Chaplin und Marlene Dietrich, die hier entdeckt wurde.

1921 starb Lorenz Adlon in Berlin durch einen Verkehrsunfall. Die Leitung des Hotels übernahm sein Sohn Louis. 1936 wurde das Haus offizielles Hotel der Olympischen Spiele. Vom Krieg war wenig zu spüren im Hotel, die Prominenz des NS-Staates gab sich hier weiterhin ihr Stelldichein.

Im April 1945 wurde im Adlon ein Lazarett eingerichtet, das in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai bis auf einen Seitenflügel nieder brannte. Dieser wurde auch in der DDR als HO-Hotel genutzt und 1964 nochmals renoviert, in den 70er Jahren allerdings zu einem Lehrlingswohnheim umgewandelt. 1984 wurde auch dieser letzte Teil des ursprünglichen Hauses abgerissen, um dem geplanten Neubau eines Wohnkomplexes Platz zu machen. Für den Fall, dass jemals die Möglichkeit bestünde, das Hotel an historischer Stelle wieder zu errichten, hatte die Witwe von Louis Adlon das Ankaufsrecht der Kempinski Hotelgruppe übertragen. Nach dem Fall der Mauer wurde die Umsetzung dieser Vision möglich: am 23. August 1997 eröffnete das neue Hotel Adlon-Kempinski an alter Stelle, am **Pariser Platz/Ecke Unter den Linden**.



»Im Adlon getanzt zu haben, im Adlon diniert zu haben, im Adlon eine Nacht verbracht zu haben, womöglich die Hochzeitsnacht, das waren glühend ersehnte Dinge, von denen man noch den lieben Kindern und Enkelkindern vor dem Schlafengehen erzählen konnte!«

Hedda Adlon

HUGO BALL

DICHTER, KABARETTIST, KONZEPTKÜNSTLER

* 22.02.1886 in Pirmasens

† 14.09.1927 in Collina d'Oro (Schweiz)



Hugo Ball ist vor allem als Mitbegründer des Dadaismus bekannt. Die Anfänge seiner künstlerischen Entwicklung liegen in Berlin. Nach seiner Schulausbildung am Königlich-Humanistischen Gymnasium in Pirmasens und »einigen beruflichen Irrungen« zieht es den jungen Ball an die Spree. Hier besucht er von September 1910 bis Mai 1911 die Schauspielschule des Deutschen Theaters unter der Leitung von Max Reinhardt (**In den Zelten 21**, heute steht hier das Haus der Kulturen der Welt). Mit der Bescheinigung in der Tasche »als Hilfskraft für Regie, Dramaturgie und Verwaltungsfragen bestens empfehlenswert« wechselt Ball als Dramaturg und Schauspieler zunächst an das Stadttheater Plauen, kurz darauf ans Münchner Lustspielhaus, die heutigen Kammerspiele. In München lernt er seine spätere Frau Emmy Hennings kennen.

Mit Beginn des 1. Weltkrieges im Juli 1918 schließen die Theater. Ball geht zurück nach Berlin und arbeitet bis Mai 1915 als Redakteur bei der Illustrierten »Zeit im Bild«, die politische Entwicklungen auch satirisch begleitet. Gewohnt hat er zunächst in der **Uhlandstraße 32** in Charlottenburg, Anfang 1915 zieht er um ins Nachbarhaus Nummer 31.

Ball und Hennings fühlen sich von der Kriegseuphorie, die weite Teile der deutschen Öffentlichkeit beherrscht, abgestoßen. Da er als kriegsuntauglich eingestuft worden war, können beide im Mai 1915 in die Schweiz emigrieren. Hier verdient er zunächst als Klavierspieler eines Variété-Theaters sein Geld. In der Züricher Spiegelgasse 1 eröffnet Ball im Februar 1916 ein eigenes literarisches Kabarett. Das »Cabaret Voltaire«, spielt mit festem Ensemble bestehend aus Hugo Ball, Hans Arp, Emmy Hennings, Richard Huelsenbeck, Marcel Janco und Tristan Tzara. Hier entsteht die scherzhaft-spöttische Kunstrichtung Dadaismus, die sich gegen das Leid des Krieges richtet.

Dazu Ball: »Der Dadaismus ist zu dem Zweck erfunden worden, unser gewöhnliches Konzept von gedanklichem Zusammenhang zu erweitern.« Dadaistische Gedichte erscheinen unsinnig. Ball gilt als Meister des Lautgedichtes, das mit frei erfundenen Worten arbeitet.

Schon bald entzieht sich Ball dem Kabarett und Dada und arbeitet als Verlagsleiter für die Freie Zeitung Zürich. Nach seiner Heirat mit Emmy übersiedelt er in den kleinen Ort Agnuzzo im Schweizer Kanton Tessin. In seinen letzten drei Lebensjahren verfasst er eine Biografie über seinen engen und langjährigen Freund Hermann Hesse. Hugo Ball stirbt viel zu früh an einem Krebsleiden. Er ist auf dem gleichen Friedhof bestattet wie seine Frau und Hesse.

2004 stiftete Ministerpräsident Kurt Beck für Ball einen Stern der Satire vor dem Deutschen Kabarett-Archiv in Mainz. Zu Ehren des Kabarettisten und Dichters vergibt seine Geburtsstadt Pirmasens jährlich einen Preis, der Geisteswissenschaftler oder Künstler ehrt. Zudem wurde eine Hugo-Ball-Sammlung eingerichtet, die 2011 schon mehr als 4.700 Exponate zählte.

Notiz in Balls Tagebuch: *»1910 bis 14 war alles für mich Theater: das Leben, die Menschen, die Liebe, die Moral. Das Theater bedeutete mir: die unfassbare Freiheit.«*

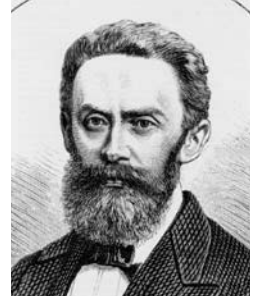


Hugo Ball (rechts) mit Ehefrau Emmy und Hermann Hesse

LUDWIG BAMBERGER

REICHSTAGSABGEORDNETER

* 22.07.1823 in Mainz | † 14.03.1899 in Berlin



»Eines kann allerdings weder ein Gesetz noch ein Statut, und wären sie die vollkommensten, gewähren, das heißt die richtige Anwendung richtiger Vorschriften. Hier muss die menschliche individuelle Fähigkeit die letzte Vollendung beschaffen. Eine schlechte Fahrordnung kann viel Unheil stiften, eine gute viel Unheil verhüten, aber ein guter Kutscher ist auch bei der besten Fahrordnung unentbehrlich.«

Ludwig Bamberger, zitiert nach Hans Tietmeyer

Ohne Zweifel war Ludwig Bamberger einer der bedeutendsten deutschen Parlamentarier der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Sohn einer jüdischen Kaufmanns- und Bankiersfamilie aus Mainz schloss 1847 seine Ausbildung als Jurist ab. In den Revolutionsjahren 1848/49 trat er als Volksredner und Publizist hervor und veröffentlichte in der »Mainzer Zeitung« radikal-demokratische Leitartikel. Vehement setzte er sich darin für die Schaffung eines deutschen Einheitsstaates ein, denn die Zersplitterung in Kleinstaaten galt ihm als Hauptursache für die beschränkte, unpolitische Mentalität der Deutschen. An der pfälzischen Erhebung von 1849 beteiligte sich Bamberger sowohl als Volksredner als auch militärisch im Freicorps. Nach der Niederlage der Freischärler rettete er sich durch Flucht in die Schweiz und wurde 1849 in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

Sein Onkel nahm ihn daraufhin in einem Londoner Privatbankhaus in die Lehre. 1852 heiratete Bamberger in Rotterdam seine Freundin aus Kindertagen, Anna Belmont aus Alzey. 1853 wurde er in die Pariser Filiale der Bank versetzt und entwickelte sich zum Experten für Wagniskapital und Außenhandel. Auch in Paris war er weiter publizistisch für deutsche Blätter tätig, legte allerdings den Linksradikalismus seiner Jugend ab und wurde zu einem Vorkämpfer des

Wirtschaftsliberalismus. Als 1867 eine politische Amnestie für die Alt-48er in Deutschland gewährt wurde, kehrte Bamberger nach Deutschland zurück, um für die Nationalliberale Partei für einen Sitz im Deutschen Zollparlament zu kandidieren.

Nach dem Krieg 1870/71 und der Gründung des Zweiten Deutschen Reiches zog Bamberger in den Reichstag ein, der sich damals noch nicht in dem erst 1894 eingeweihten Wallot-Bau befand, sondern im Gebäude der Königlichen Porzellanmanufaktur (KPM) in der **Leipziger Straße 4**. Die Reichsgründung brachte zunächst große monetäre Verwirrung: Im Norden herrschte die Taler-, in den südlichen Staaten die Gulden-Währung. Insgesamt gab es sieben verschiedene Münzsysteme, 33 Notenbanken, 21 deutsche Staaten hatten Staatspapiergeld ausgegeben. Mit dem 1871 verabschiedeten »Gesetz betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen« wurde eine einheitliche Währung eingeführt und vom Silberstandard zur Goldwährung übergegangen. Entscheidende Änderungen des Gesetzentwurfes gingen auf Ludwig Bamberger zurück. 1874 legte der Bundesrat den Entwurf eines Bankgesetzes vor.

In den Beratungen erwarb sich Bamberger seine größten politischen Verdienste durch sein hartnäckiges Beharren auf der Gründung einer Reichsbank. Durch seinen Antrag wurde die Reichsbank (**Jägerstraße 34-38**) zur Zentralbank Deutschlands und Hüterin der Goldgrundlage der Währung, weshalb Bamberger mit Recht als »Vater der Reichsbank« gilt. Ab Mitte der 1870er Jahre wuchsen die Konflikte mit Bismarck: Bamberger sprach sich gegen Bismarcks Schutzzollpolitik, das Sozialistengesetz und den Kolonialismus aus. 1893 zog er sich vom politischen Tagesgeschäft zurück. Er starb am 14. März 1899 nach einem Schlaganfall.

Reichshauptbank, Jägerstraße um 1900



»Ich nehme kein Gesetz an ohne Reichsbank und ich nehme jedes Gesetz an mit einer Reichsbank.«

Ludwig Bamberger in den Beratungen des Bankgesetzes

ERNST BLOCH

PHILOSOPH

* 08.07.1885 in Ludwigshafen

† 04.08.1977 in Tübingen



Ernst Bloch gilt als einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhundert. In seinem dreibändigen Hauptwerk »Das Prinzip Hoffnung« (1954–1959) formulierte er seine Hoffnung auf eine Welt, in der die Entfremdung des Menschen von Gesellschaft und Natur überwunden wird.

Bloch träumte den Traum vom besseren Leben in einer besseren Welt. Eine Zeit lang träumte er ihn in Berlin.

Nach dem Abitur begann Bloch ein Studium in München, promovierte 1908 in Philosophie in Würzburg. Der junge Doktor ließ sich als Privatlehrer und Publizist in Berlin nieder. Dort lernte er den ungarischen Marxisten Georg Lukács kennen, mit dem er später zum Kreis um den Soziologen Max Weber gehören wird. 1914 heiratete er die vermögende Bildhauerin Else von Stritzky. In den kommenden Jahren sollte Bloch ein Schreibender, Reisender und Flüchtender bleiben. Der »Geist der Utopie«, sein bekanntestes Frühwerk, erschien 1918. Bloch wurde Mitglied der KPD und lebte in den 20er Jahren als freier Autor in Berlin. Hier traf er Gleichgesinnte wie Walter Benjamin, Bert Brecht und Otto Klemperer. Elsa starb 1921, Bloch erbte das Vermögen der baltischen Brauereibesitzerstochter und heiratete im Folgejahr die Malerin Linda Oppenheimer. Tochter Mirjam wurde 1928 geboren, die Ehe im selben Jahr geschieden. Ab Anfang 1930 wohnte Bloch mit seiner späteren dritten Frau, der jüdischen Architektin Karola Piotrkowska, in der **Kreuznacher Straße 52**, im 'Roten Block' der Künstlerkolonie in Berlin-Charlottenburg (zwischen Breitenbachplatz und Laubenheimer Straße). Dort herrschte Bohème-Atmosphäre, hatte sich eine fröhliche Gemeinschaft von Künstlern, Schriftstellern und Lebenskünstlern gefunden. Die Schläger der SA zerstörten das Großstadt-Idyll. Nach einer Großrazzia im März 1933 flohen viele der Bewohner in die Emigration.

Bloch ging nach Zürich und heiratete Karola. Das Paar blieb bis zu seinem Tod zusammen und wechselte ständig den Wohnort. In Paris nahm Bloch am Kongress der Antifaschisten teil, in Prag druckt die Exilzeitschrift »Neue Weltbühne« seine Artikel. Als die Familie 1938 in die USA ging, war Sohn Jan-Robert gerade ein Jahr alt. Bloch soll sehr dankbar gewesen sein, als ihn 1947 der Ruf der Universität Leipzig erreichte und er somit zum ersten Mal einen Lehrstuhl erhielt, was auch seine finanzielle Situation verbesserte. Nicht lange währte der Friede zwischen den stalinistisch geprägten Machthabern der DDR und dem Marxisten Bloch. 1955 noch mit dem Staatspreis der DDR geehrt, wurde ihm zwei Jahre später die Lehrerlaubnis entzogen. Er blieb dennoch in Leipzig und veröffentlichte im Berliner Aufbau-Verlag »Das Prinzip Hoffnung«.

Als das Ehepaar Bloch 1961 während einer Vortragsreise durch die Bundesrepublik vom Mauerbau überrascht wurde, blieb es im Westen. Bloch nahm eine Gastprofessur für Philosophie in Tübingen an. Nun startete der 76jährige noch einmal durch: Gesamtausgabe im Suhrkamp-Verlag, Vorträge im In- und Ausland, Rezeption bis nach Japan, Präsenz in den Medien und internationale Ehrungen folgten. Der Bruch mit dem DDR-Regime war vollzogen, am »Geist der Utopie« und dem »Prinzip Hoffnung« hielt er weiter fest. Er protestierte gegen den Vietnamkrieg, beflügelte die Studentenrevolte von 1968, diskutierte mit Rudi Dutschke über dialektisch-materielle Prozesse. Seine Heimatstadt Ludwigshafen verlieh ihm 1970 die Ehrenbürgerschaft und stiftete 1985 mit dem Ernst-Bloch-Preis einen der bedeutendsten Philosophie-Preise im deutschsprachigen Raum.

Ehepaar Bloch im Gespräch mit Rudi Dutschke



CLEMENS BRENTANO

DICHTER

* 09.09.1778 auf Ehrenbreitstein (Koblenz)

† 28.07.1842 in Aschaffenburg



Als Clemens Brentano vor 200 Jahren nach Berlin kam, gab es in der Hauptstadt Preußens nicht einmal eine Kanalisation. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation existierte nicht mehr, König Friedrich Wilhelm III. regierte mit absolutistischer Macht und versuchte die Niederlagen zu verdauen, die ihm Napoleon bei Jena und Auerstedt zugefügt hatte. Preußen war politisch schwer angeschlagen, doch noch bestimmte eine strenge Ständeordnung den Alltag der 175.000 Einwohner der Stadt. Ruhe war erste Bürgerpflicht. Die Angst vor dem revolutionären Gedankengut aus Frankreich war ebenso groß wie die Notwendigkeit grundlegender Reformen.

Brentano war kein Revolutionär, er war Romantiker: Idealist auf der einen, Traumtänzer auf der anderen Seite und stets auf der Suche, vor allem wohl nach sich selbst. Der Familiensitz in Ehrenbreitstein bei Koblenz war einst Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen der Aufklärung gewesen; Brentanos Großmutter, Sophie von La Roche, eine Bestseller-Autorin ihrer Zeit. Clemens hatte in Halle, Jena und Göttingen studiert und im Kreis der Frühromantiker verkehrt. Er kannte Wieland, Herder, Goethe, Schlegel, Fichte, Tieck. Schwester Bettina heiratete 1811 in Berlin Brentanos Freund Achim von Arnim, mit dem er ab 1804 beider bekanntestes Werk, die Volksliedsammlung »Des Knaben Wunderhorn«, herausgab.

Als Brentano nach Berlin zog, hatte er sich bereits als Dichter einen Namen gemacht. Er war 30 Jahre alt, seine erste Frau, Sophie Mereau, war 1806 bei der Geburt des dritten Kindes gestorben. Kurz darauf hatte er die erst 16jährige Auguste Bußmann geheiratet, eine amour fou der deutschen Romantik.

Dank einer Erbschaft konnte Brentano studierend, schreibend und Freunde besuchend durch die Lande reisen. In Berlin kam er 1809 bis 1811 bei von Arnim

unter, einem gebürtigen Berliner, der in der **Mauerstraße 34** wohnte. Die Stadt war um 1810 wichtigster Sammelpunkt der Spätromantik. Ihre Vertreter ergingen sich nicht nur in philosophischen Betrachtungen von Staat, Gesellschaft und Religion, sondern äußerten sich auch zum Tagesgeschehen: Politische Schriften im Kampf gegen Napoleon und seine Besatzungsmacht kursierten, Fichte hielt seine »Reden an die deutsche Nation« in Berlin, wo er 1811 erster Rektor der Universität wurde. Das gesellschaftliche Leben fand in den Salons statt, Brentano war gern gesehen. Unter sich blieb er mit seinesgleichen bei den Versammlungen der christlich-deutschen Tischgesellschaft, die Dichter und Philosophen, aber auch Offiziere und Juristen ins Gespräch brachte. Der Glaube an die Wiedergeburt der deutschen Nation und die Abneigung gegen das Judentum einte diese Gemeinschaft.

Brentanos Schrift »Der Philister vor, in und nach der Geschichte« (1811) war eine Tischrede bei einem dieser Treffen. Ihr judenfeindlicher Grundtenor traf den Geschmack der Tischbrüder und wurde daher gedruckt. Journalistisch unterstützt wurde die politische Romantik von den Berliner Abendblättern, 1810 bis 1811 als eine der ersten Tageszeitungen von Heinrich von Kleist herausgegeben. Auch Brentano lieferte Beiträge. Er führte ein unstetes Leben, wurde auch in Berlin nicht heimisch. So nahm er seine Reise wieder auf, eine Reise, die immer mehr einem Herumirren glich: Er fand unter dem Einfluss der Dichterin Luise Hensel zum katholischen Glauben zurück, verfiel in Mystizismus. Von den politischen Visionen, für die er während seiner Berliner Tage stand, entfernte er sich immer mehr. Clemens Brentano erlag im Alter von 63 Jahren in Aschaffenburg einem Herzleiden.

»Der König hat seine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht«

Anschlag des preußischen Ministers Schulenburg-Kehnert in Berlin nach der Schlacht von Jena 1806

*O Mann und Blum, greif mit Leid,
Lieb, Leid, und Zeit und Freigkeit.*
Clemens Brentano

WALTER BRUCH

ELEKTROTECHNIKER UND FERNSEHPIONIER

* 02.03.1908 in Neustadt an der Weinstraße

† 05.05.1990 in Hannover



Walter Bruch war schon sehr früh an der Entwicklung des Fernsehens in Deutschland beteiligt. Als junger Techniker wurde er 1935 bei der Firma Telefunken in Berlin, **Hallesches Ufer 30**, angestellt. Im Jahr darauf bediente er die erste Live-Kamera der Welt bei den Olympischen Spielen, die so genannte Olympia-Kanone. Später betreute Bruch die industrielle Fernsehanlage, welche die Tests von V2-Raketen in Peenemünde dokumentierte. Ob sich Walter Bruch zustimmend oder distanzierend zum NS-Regime verhielt, ist nicht eindeutig belegt.

Walter Bruchs Name ist bis heute mit dem PAL-Farbfernseh-System verbunden, das in dem von ihm geleiteten Telefunken-Labor in Hannover entwickelt wurde. Er war ein genialer Verkäufer, der wortgewandt für PAL warb. So antwortete er Quizmaster Hans-Joachim Kulenkampff auf dessen Frage nach dem Unterschied zwischen PAL und dem konkurrierenden SECAM-System: »PAL ist einfach das Bessere.«

Der Konflikt zwischen PAL und SECAM hatte auch politische Aspekte, denn SECAM war eine französische Entwicklung. In den 60er Jahren wurden noch Ressentiments zwischen den ehemaligen Kriegsgegnern gepflegt, so dass über das PAL-System abwertende Scherzübersetzungen im Umlauf waren wie »Pay the additional luxury« (bezahle den zusätzlichen Luxus). Bruch bereiste über Jahre die ganze Welt, um Regierungen und Institutionen vom Telefunken-System zu überzeugen. Mit Erfolg, bis zur Entwicklung des Digitalfernsehens dominierte PAL als Farbsystem.

Als entscheidenden technischen Vorteil liefert das System ein weitgehend flimmerfreies und farbgetreues Bild. Dies wird erreicht, indem die Bildsignal-

zeilen versetzt gesendet und damit Farbfehler ausgeglichen werden.

Das PAL-System wurde 1962 von Telefunken zum Patent angemeldet. Walter Bruch wurde mit ihm weltweit bekannt, wozu auch das öffentlichkeitswirksame Anschalten mit dem Berliner Bürgermeister Willy Brandt auf der Internationalen Funkausstellung 1967 beitrug. Bruch trat so häufig im Fernsehen auf, dass ihn bald der Spitzname »Mister Pal« begleitete. Schlagfertig antwortete er auf die Frage von Hans Rosenthal, warum er seinem System den Namen PAL und nicht Bruch gegeben habe, dass ja wohl niemand ein »Bruch-System« hätte haben wollen.

Heute werden in Liebhaberkreisen zu Walter Bruch heftige Diskussionen geführt. Bruch habe sich mit den Ergebnissen der Arbeit seiner Untergebenen geschmückt; umstritten ist auch, ob Patente auf ihn oder nur auf die Firma angemeldet wurden. Seine ehemalige Technikerschule in Mittweida/Sachsen feierte Bruchs 100. Geburtstag mit einem großen Projekt. Gleichzeitig werfen Kritiker ihm vor, dass er aufgrund der Ausbildung dort keinen Ingenieurstitel führen konnte. Die Firma Telefunken wurde 2005 in Deutschland aufgelöst, so dass bisher gänzlich ausstehende wissenschaftliche Quellenstudien zur eindeutigen Klärung der Vorwürfe schwierig sein dürften. Gleich, wie die technische Lebensleistung Walter Bruchs einzuschätzen ist, als »Mister Pal« wurde er in jedem Fall eine Person der Zeitgeschichte.



Bruch mit der 'Olympia-Kanone'

RUDOLF CARACCIOLA

AUTORENNFAHRER

* 30.01.1901 in Remagen | † 28.09.1959 in Kassel



Als erste deutsche Autorennstrecke wurde 1921 die »Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße«, kurz **AVUS**, in Berlin fertig gestellt. Zwei Kurven verbanden zwei parallele Geraden von je neun Kilometern Länge, die durch den Grunewald führten und ihr Ende in Nikolassee fanden. Heute ist die AVUS Teil der Berliner Stadtautobahn. Zwischen den beiden Weltkriegen wurden hier internationale Autorennen ausgetragen, die zu Volksfesten wurden und schon an den Trainingstagen Besuchermassen anzogen. 1926 wurde auf der AVUS, der schnellsten Rennstrecke Europas, zum ersten Mal der Große Preis von Deutschland ausgetragen, der mit einem dreifachen deutschen Erfolg aber auch mit einer Katastrophe endete: Nach vier schweren Unfällen starben zwei Menschen, zahlreiche Zuschauer wurden verletzt. Auf regennasser Fahrbahn kam der Mercedes von Adolf Rosenberger ins Schleudern und raste gegen die Zeittafel. Rosenberger, einer der Favoriten des Rennens, erlitt Kopfverletzungen. Der Prager Urban Emmerich flog mit seinem Talbot aus der Kurve und stürzte in die Zuschauermenge.

Dies überschattete den Erfolg des Fahrers, der den Großen Preis mit einem Mercedes des Typs Monza überlegen gewann: Rudolf Caracciola fuhr mit seinem Zweiliter-Achtzylinder eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 135,1 km/h heraus. Diesen ersten großen Erfolg setzte der 1901 geborene Hotelierssohn Caracciola 1928 und 1931 mit Siegen im Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring fort, gewann 1932 erneut auf der AVUS und 1937 wieder auf dem Nürburgring. 1933 erlitt »Caratsch«, wie ihn die deutsche Sportwelt nannte, in Monte Carlo einen schweren Unfall. Die dabei zugezogenen Verletzungen zwangen ihn fortan im Süden zu leben (er zog nach Lugano), verhinderten aber nicht weitere große sportliche Erfolge: 1935 und 1937 wurde er Europameister.

1936 übertraf Caracciola auf der Autobahn Frankfurt/Main-Darmstadt den 10-Meilen-Geschwindigkeits-Weltrekord von Hans Stuck in 2:53,73 min mit 337 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit. 1939 erreichte er als erster mit einem Drei-Liter-Wagen die 400-Stundenkilometer-Grenze.

Den Krieg verbrachte Caracciola im Exil in der Schweiz, deren Staatsbürgerschaft er 1946 annahm. 2011 freigegebene Dokumente des Berner Bundesarchivs zeigen allerdings, dass diese Einbürgerung nicht unumstritten war.

Die Schweizer Bundesanwaltschaft hatte vermerkt, sie halte Caracciola in politischer Sicht nicht für zuverlässig. Man müsse annehmen, dass er kein Einbürgerungsgesuch gestellt hätte, wenn Deutschland nicht besiegt aus dem Krieg hervorgegangen wäre, sondern gegenteils sich offen zum Nationalsozialismus bekannt hätte

Erst im Mai 1948 ging Caracciola in Monte Carlo erstmals seit neun Jahren wieder an den Start, um in einem über den Krieg geretteten 1,5l-Mercedes, Baujahr 1938, ein Rennen zu bestreiten. Im Mai 1952 verunglückte Caracciola beim Großen Preis von Bern erneut schwer und fuhr seither keine Rennen mehr.

Er starb unerwartet am 28. September 1959 in Kassel an einem Leberleiden.

Caracciola bleibt als erfolgreichster deutscher Rennfahrer vor Michael Schumacher in Erinnerung und schrieb international nicht nur als erster nicht-italienischer Sieger der Mille Miglia 1931 Renngeschichte.



WILHELM DIETERLE

SCHAUSPIELER UND REGISSEUR

* 15.07.1893 in Ludwigshafen

† 09.12.1972 in München



Wilhelm Dieterle hat eine Traumkarriere gemacht. Er war einer der bedeutendsten Bühnenschauspieler der Berliner Theaterhochzeit unter Max Reinhardt; als Filmschauspieler und Hollywood-Regisseur lag ihm ein Millionenpublikum zu Füßen. Da war aus Wilhelm längst William geworden, aus dem Arbeitersohn aus Ludwigshafen, dem Nichtsnutz, wie sein Vater ihn genannt hatte, ein Weltstar.

Dieterle erlebte eine glückliche, doch entbehrungsreiche Kindheit. Als jüngstes von neun Kindern in Ludwigshafen aufgewachsen, schien eine Maler- und Glaserlehre eine gute Lösung für das Kind. Doch das wollte sich aus dem »Joch der Armut« befreien, strebte nach Höherem, wollte Schauspieler werden. Ausgerechnet Schauspieler! Der Vater schuftete zwölf Stunden täglich in der Fabrik und konnte doch kaum die Familie ernähren. Wilhelm setzte sich durch: Von einem Teil des Gesellenlohns durfte er die Schauspiel-Ausbildung finanzieren.

Als 17jähriger debütierte er bei der »Schmiere«, wie er später schreibt. Rasch arbeitete er sich über Heilbronn, Plauen und Mainz ans Stadttheater Zürich vor. Sein erstes Berliner Engagement führte ihn 1918 an die Volksbühne am Bülowplatz (heute **Rosa-Luxemburg Platz**), wo er den jugendlichen Helden gab. »Aus Dieterle wird was«, schrieb die »Schaubühne« und sollte Recht behalten. Doch bevor er der Star der Berliner Bühnen wurde, ging er ans Münchner Schauspielhaus. Dort sah ihn Max Reinhardt. Bis zu dessen Tod 1943 sollte ihr Kontakt nicht mehr abreißen. Ohne Reinhardt hätte es den Bühnenstar Dieterle nicht gegeben. In Berlin erlebte Dieterle seinen endgültigen Durchbruch an Reinhardts Deutschem Theater (**Schumannstraße**) der Jahre 1920 bis 1923. Fünfeinhalb Stunden steht der Zwei-Meter-Hüne als Brutus in »Julius Caesar«

auf der Bühne, diskutiert anschließend mit Reinhardt in dessen Wohnung am **Kupfergraben 7** noch Details der Inszenierung.

Reinhardt formte den jungen Mann, der fortan eine Hauptrolle nach der anderen spielte. An seiner Seite mittlerweile Charlotte Hagenbruch, Schauspielerinnen und Drehbuchautorin, die er 1921 geheiratet hatte. Das Paar zog nach Wilmsdorf in die **Jenaer Straße 8**. Fortan wurde vor allen wichtigen Entscheidungen das Horoskop gefragt, Charlotte glaubte an die Sterne. Die standen gut für Dieterle, der von Erfolg zu Erfolg eilte. Noch schneller jedoch galoppierte die Inflation, die auch höchste Gagen zu einem Taschengeld gerinnen ließ.

Wohl dem, der harte Dollars beim Film verdient wie nun auch Dieterle, der als Darsteller und Regisseur in Personalunion volle Häuser und Kassen garantierte. Er drehte einen Film nach dem anderen, schien in jede Rolle schlüpfen zu können. Dieterle, Superstar. Die Ufa verpflichtete ihn 1929 gleich für fünf Filme. Anfangsgage 500 Dollar wöchentlich, rund 10.000 Mark, ein Vermögen. Ein Landhaus in der **Schweinfurth Straße 25** im Villenviertel Dahlem schien nun angemessen, mit Haushaltshilfe und Butler. »Kasse machen, billig arbeiten«, lautete das Motto der Filmindustrie. Schmalz, Pathos und Gefühl waren gefragt, Dieterle bediente den Zeitgeschmack.

Einen regelrechten Kulturkampf zwischen Preußen und Bayern löste 1929 sein erster biografischer Film »Ludwig II« aus. Sein erster Tonfilm, »Eine Stunde

Glück«, wurde Anfang März 1930 in Berlin uraufgeführt. Dann rief wie in einem Kitschfilm ein Hollywood-Agent an. So die Legende. Ehepaar Dieterle packte die Koffer und verließ Berlin in Richtung Amerika.

Der Titel seines ersten Hollywood-Films gab die Richtung vor: »Der Tanz geht weiter«. Doch das wie seine spätere Heimkehr nach Süddeutschland und ans Theater ist eine andere Geschichte.

»Dem Schüler von einst, dem Lehrer von heute. Herzlich Max Reinhardt.«

Widmung Mitte der 30er Jahre, nach einer gemeinsamen Verfilmung des Sommernachtstraums.



Wilhelm Dieterle auf der Bühne –wahrscheinlich mit Kollegin Käthe Dorsch

WILHELM FRICK

NS-INNENMINISTER

* 12.03.1877 in Alsenz/Pfalz | † 16.10.1946 in Nürnberg



Das »braune Berlin« der Jahre 1933 bis 1945 hat unauslöschliche Spuren hinterlassen, an die auch das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas in unmittelbarer Nähe des Bundestages und der rheinland-pfälzischen Landesvertretung erinnern soll. In dieser dunkelsten Phase der deutschen Geschichte haben auch Menschen aus Rheinland-Pfalz schwere Schuld auf sich geladen. So NS-Innenminister Wilhelm Frick, der 1877 in Alsenz in der Pfalz geboren wurde.

Seine Haupt-Wirkungsstätte, das preußische Generalstabsgebäude am Königsplatz in der Nähe der Moltkebrücke (heute **Willy-Brandt-Straße**), das von 1920 bis 1945 das Reichsinnenministerium beherbergte, wurde von Bomben völlig zerstört. Die Ruine wurde 1958 abgerissen, heute erhebt sich hier das Bundeskanzleramt.

Frick, Sohn eines Lehrers, trat nach dem Jurastudium 1900 in den bayrischen Staatsdienst ein und war seit 1919 in der Polizeidirektion München als Oberamtmann Leiter der politischen Polizei. Er war ein wilder Antisemit und Nationalsozialist der ersten Stunde. 1923 nahm er am Hitlerputsch teil und wurde zu 15 Monaten Festungshaft verurteilt. Der Haft entging er durch seine Wahl in den Reichstag 1924. Ab 1928 war er Fraktionsvorsitzender der NSDAP. Von Januar 1930 bis April 1931 wurde er als erster Nationalsozialist Minister eines Landes: Innen- und Volksbildungsminister der rechtsbürgerlichen Fünf-Parteien-Koalition in Thüringen. Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 gehörte er zu den drei nationalsozialistischen Regierungsmitgliedern und wurde Reichsinnenminister und kommissarischer Leiter des Preußischen Ministeriums des Innern. Als Reichsinnenminister war er treibende Kraft bei der so genannten »Gleichschaltung« der Länder und Gemeinden.

Er war weitgehend für die Gesetzgebung verantwortlich, die die Gewerkschaften und Parteien, die Kirchen, die Juden und viele andere unterdrückte. Schon wenige Tage nach den Reichstagswahlen im März 1933 kündigte er die Einrichtung von Konzentrationslagern an.

»Während des Krieges unterstanden Frick Privatkliniken, Krankenhäuser und Irrenhäuser, in welchen der Gnadentod zur Anwendung kam (...). Es war ihm bekannt, dass geistig Defekte, Kranke und altersschwache Personen, als 'nutzlose Esser' systematisch umgebracht wurden.«

Aus dem Urteil des Internationalen Militärgerichtshofs in Nürnberg vom 1.10.1946

Als Frick während des Krieges zunehmend an Einfluss verlor, wurde er am 24. August 1943 von Himmler als Reichs-Innenminister abgelöst und trieb fortan im Protektorat Böhmen und Mähren sein Unwesen. Als Architekt des Polizeistaats, mitverantwortlich für das Terrorsystem der KZ, wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen den Frieden wurde Frick vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg zum Tod durch den Strang verurteilt: Am 16. Oktober 1946 wurde Wilhelm Frick hingerichtet.

»Als eifriger Nazi war Frick weitgehend dafür verantwortlich, dass die deutsche Nation unter die vollständige Kontrolle der NSDAP gebracht wurde. (...) Gesetze, die er entwarf, unterschrieb und anwandte, hoben alle Oppositionsparteien auf und bereiteten den Weg für die Gestapo und deren Konzentrationslager, die jeden Einzelwiderstand vernichteten. (...) «Er erfüllte seine Aufgaben mit rücksichtsloser Energie.« a.a.O.

JOHANNES WILHELM GEIGER

PHYSIKER

* 30.09.1882 Neustadt (Weinstraße)

† 24.09.1945 Potsdam



Um es gleich vorweg zu sagen: Johannes Wilhelm Geiger ist tatsächlich der Erfinder des Geiger-Zählers. Gemeinsam mit dem Doktoranden Walther Müller stellte er 1928 das Proportionalzählrohr vor, mit dem man Radioaktivität nachweisen und messen kann. In einer gasgefüllten Röhre wird ein Metallstab auf 2000 Volt gebracht. Bei Radioaktivität erzeugt das Gas Stromstöße, die als feine Schläge zu hören sind. Je schneller die Schläge, desto höher die Radioaktivität. Dieses Zählrohr machte als Geigerzähler Weltkarriere, ist heute ein Standardinstrument der Kernphysik. Allerdings würde es dem Physiker nicht gerecht, reduzierte man seine wissenschaftliche Leistung darauf.

Geiger hat Grundlagenforschung der Experimentalphysik betrieben, er hat Basiswissen zur Atomphysik und zur Kernspaltung an der Seite der bedeutendsten Kollegen seiner Zeit erforscht und gelehrt. Wer der Mensch hinter den Alpha- und Betateilchen, den Neutronenbeschleunigern und Heliumkernen war, bleibt weitgehend im Dunkeln.

Die wenigen Fotos zeigen einen streng blickenden Herrn mit hoher Stirn, Schnauzbart und Brille. Seine Frau Lilly gebar ihm drei Söhne. Fest steht, dass Johannes Wilhelm Geiger 1882 in Neustadt an der Weinstraße geboren wurde. Während sein Vater Dr. Wilhelm Ludwig Geiger angesehener Iranistiker und Indologe war, zog es den jungen Hans in die Welt der Physik.

1896 hatte Henri Becquerel die Radioaktivität entdeckt. Das fortschreitende Wissen um das Wesen der Atome faszinierte die Gelehrten in aller Welt.

Nach der Promotion wurde Geiger 1906 Assistent des späteren Nobelpreisträgers Ernest Rutherford in Manchester. Er arbeitete an der Entwicklung und

Überprüfung des Rutherford'schen Atommodells vom Kern und der ihn umgebenden Elektronenhülle. Dass Rutherford den Nobelpreis für Physik 1908 ungeteilt bekam, vermerkten viele Kollegen mit Befremden. 1912 wechselte Geiger nach Berlin. Mit 30 Jahren wird er Leiter des neuen Labors für Radiumforschung an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt (PTR) in Charlottenburg, Werner-von-Siemens-Straße 8–12, heute **Abbestraße**.

Grundlegende Eich- und Prüfmethode wurden unter seiner Leitung dort entwickelt. Von einer militärischen Nutzung war die Kernphysik noch weit entfernt, die medizinische stand im Vordergrund. 1925 auf den Lehrstuhl für Experimentalphysik der Uni Kiel berufen gab Geiger dort seinem berühmten Zähler den letzten Schliff. 1936 kehrte er nach Berlin zurück als Direktor des Physikalischen Instituts der Technischen Hochschule. Geiger kannte nur die Welt der Physik: die Stille, das leise Herumhantieren mit haarfeinen Drähtchen, mit Goldfolie und Zinkblende. Beobachten, zählen, warten. Politik interessierte ihn nicht.

Er war nicht gegen die Nazis, aber auch nicht für sie. Öffentlich wandte er sich jedoch gegen die ideologisch begründete Verketzerung der »jüdischen« Relativitätstheorie und der Quantenphysik. Er sah die akademische Freiheit und das internationale Ansehen seiner Wissenschaft in Gefahr. Wie nahe er tatsächlich aktiv am deutschen Atomwaffenprogramm mitgearbeitet hat, bleibt unklar.

1943 erkrankte Geiger. Ihn plagte ein rheumatisches Leiden, das ihn kaum noch sein Haus in **Potsdam-Babelsberg, August-Bier-Straße 9**, verlassen ließ.

Im Juni 1945 konfiszierte die russische Armee seinen gesamten Besitz, die wertvolle Bibliothek und sein umfangreicher wissenschaftlicher Schriftwechsel gingen verloren. In Potsdam starb Hans Geiger kurz vor seinem 63. Geburtstag. Er wurde auf dem **Friedhof Grunewald** beerdigt.

Erst Anfang der 50er Jahre gewährte der West-Berliner Senat der völlig mittellos gewordenen Witwe eine Pension. Der Herr Professor hatte es versäumt, sein Zählrohr patentieren zu lassen.



Physik.-Technische Reichsanstalt Berlin-Charlottenburg um 1906

STEFAN GEORGE

DICHTER

* 12.07.1868 in Büdesheim, heute Bingen

† 04.12.1933 in Minusio, heute Locarno



Stefan George ist einer der vielschichtigsten deutschen Lyriker. Er hatte enormen Einfluss auf die Kultur seiner Zeit, vom Biografen Thomas Karlauf wird ihm großes Charisma bescheinigt. Geboren wurde George 1868 als Sohn eines Gastwirtes und Weinhändlers am Mittelrhein, Französisch ist Zweitsprache der Familie. Schon in der Schulzeit fallen seine Sprachbegabung und sein Interesse an Lyrik auf. Er lernt Italienisch, Griechisch, Niederländisch, Polnisch, Norwegisch und weitere Sprachen, um Dichter im Original lesen und ihre Verse übertragen zu können.

»Er löst jede seiner zahlreichen Schaffenskrisen durch die Einübung in ein fremdes Idiom, durch Lyrik-Übersetzung« Ute Maria Oelmann

Nach dem Abitur 1888 wird George zum Wanderer durch Europa – Wien, München, Den Haag, London, Paris, Madrid, Mailand sind nur einige Stationen. Während der drei Studiensemester in Berlin hat er einen festen Wohnsitz, später wird er immer bei Freunden unterschlüpfen oder ins Elternhaus nach Bingen zurückkehren.

Im Oktober 1889 schreibt sich George an der Berliner Universität ein, er hört philosophische, sprachtheoretische und literaturhistorische Vorlesungen und wohnt bei Frau Ebermann in der **Schwedter Straße 30** (Prenzlauer Berg).

In Berlin erscheint 1890 auch sein schmaler Gedichtband Hymen, den George in einer Auflage von 100 Stück drucken und in einer Buchhandlung exklusiv anbieten lässt. 1892 gründet er zusammen mit Carl August Klein die Zeitschrift Blätter für die Kunst. Auch sie richtet sich an intellektuelle Kreise, George tritt vor ausgesuchten Gästen beim Portraitmaler Reinhold Lepsius in der **Kantstraße 162** zu Lesungen auf. 1897 erlebt ihn hier auch Rainer Maria Rilke, der

ihm enthusiastisch schreibt, dass er alles, was Georges Kunst gehöre, begeistert verfolge. Ab 1892 versammelt George einen Kreis gleichgesinnter Dichter um sich, der Bund bleibt lose. Nach 1900 wird George von neuen und jüngeren Mitgliedern, darunter die drei Brüder Stauffenberg, zunehmend als »Meister« verehrt. Seine Lyrik nimmt nach der »l'art pour l'art«, der Kunst für die Kunst, einen prophetischen, fast religiösen Charakter an. George fällt 1914 nicht in die allgemeine Kriegseuphorie ein. Er formuliert in seinem Gedicht Der Krieg:
*Zu jubeln ziemt nicht: kein triumph wird sein
Nur viele untergänge ohne würde..*

In seinen letzten Jahren sieht sich George als Erzieher einer auserlesenen Schar, mit welcher er ein »Neues Reich« begründet (so der Titel einer 1928 veröffentlichten Gedichtsammlung), einem geistigen, geheimen Deutschland verpflichtet. Dies wird ihm später als Nähe zum Dritten Reich ausgelegt, dabei lehnt George das Angebot der Präsidentschaft einer neuen deutschen Akademie der Dichtung ab. Hartnäckig hält sich das Gerücht, Claus Graf von Stauffenberg habe vor seiner Erschießung gerufen »es lebe das geheime Deutschland«, womit er sich auf George bezöge.



Der Dichter mit den Brüdern Stauffenberg

CURT GOETZ

AUTOR, SCHAUSPIELER, REGISSEUR

* 17.11.1888 in Mainz

† 12.09.1960 in Grabs (St. Gallen)



Goetz mit Ehefrau Valerie

»Ich bin vor allem aber dankbar – dem Theater! Ich bin ihm verfallen! Dem Theater mit seinem zauberischen Duft von Schminke, Mastix, versengten Haaren, imprägnierten Bauernstuben, Wäldern und Palästen. Ich liebe es von der Versenkung bis zum Schnürboden, von der Requisitenkammer bis zum Souffleurkasten.« C. Goetz, Memoiren

Wer die Wirkungsstätten von Curt Goetz in Berlin besuchen will, sollte ins Renaissance-Theater an der **Hardenbergstraße** nach Charlottenburg gehen. Dort hat der Autor, Regisseur und Hauptdarsteller zahlreicher Boulevardstücke seine größten Erfolge gefeiert. »Das Haus in Montevideo« und »Dr. med. Hiob Prätorius« festigten sein Ansehen als solider Drehbuchautor, Filmregisseur und Filmschauspieler: Curt Goetz, ein Allrounder des gehobenen Boulevards.

Seine Geburtsstadt Mainz kannte Goetz nur von Gastspiel-Auftritten. Nach dem Tod des Vaters 1890 zog Mutter Selma mit dem Zweijährigen nach Halle/Saale. Dort leitete sie eine Privatklinik. Rasch zeigte der Kleine sein schauspielerisches Talent, gab zur Erheiterung der Patienten kleine Vorstellungen und begann, kurze Stücke zu verfassen. Nach dem Abitur wollte Goetz Medizin studieren, doch die wirtschaftlichen Verhältnisse ließen dies nicht zu. Der 18jährige beschloss zur Bühne zu gehen. Dieser Wunsch führte ihn 1906 nach Berlin. Wie Goetz in seinen Erinnerungen notierte, reduzierte sich der Schauspielunterricht bei Emanuel Reicher auf drei Stunden, dann konnte der Meister nichts mehr für ihn tun. Derart ausgerüstet landete Curt Goetz am Stadttheater Rostock. Er spielte kleine Rollen, jeden Abend auf der Bühne, jeden Tag Theater, das wird seine Welt. Goetz lernte seinen Beruf von der Pike auf. Im Jahre 1911 kehrte Goetz nach Berlin zurück.

Er spielte an den renommierten Barnowsky-Bühnen (Kleines Theater), und begann Theaterstücke zu schreiben. »Nachtbeleuchtung«, »Menagerie«, »Ingeborg«, »Die tote Tante«, »Hokuspokus«, »Dr. med. Hiob Prätorius«, »Zirkus Aimée« erschienen in den kommenden Jahren. Curt Goetz muss gearbeitet haben wie ein Besessener, und er war wohl auch einer. Er verfasste Theaterstücke, arbeitete als Regisseur, eilte als Schauspieler von Premiere zu Premiere. Und Goetz verstand sich auf Mehrfachverwertung. Er schrieb sich und seiner zweiten Frau Valérie von Martens die Rollen auf den Leib, glänzte dann auch in den Verfilmungen unter eigener Regie. 1930/1931 leitete Curt Goetz das Lustspielhaus an der Friedrichstraße, mit »Hokuspokus« wird sein erstes eigenes Stück mit den damaligen Publikumslieblichen Lilian Harvey und Willy Fritsch verfilmt. 1939 emigrierten Goetz und seine Frau in die USA.

Der ganz große Durchbruch stellte sich mit der Komödie »Das Haus in Montevideo« ein. Diese Version des Einakters »Die tote Tante« (1924) hatte Goetz zu einem abendfüllenden Theaterstück umgeschrieben, das 1945 im Playhouse-Theatre am Broadway uraufgeführt wurde. Als er 1950 damit nach Berlin kam, sind die Karten für das Renaissance-Theater seit Wochen ausverkauft, es gab stehende Ovationen für die Akteure. »Wenn die Leute vor Gelächter nicht gestorben sind, dann lachen sie heute noch«, schrieb der Kritiker Friedrich Luft. Tatsächlich steht die Geschichte von Professor Dr. Traugott Hermann Nägler und seiner zwölfköpfigen Kinderschar auch heute noch auf den Spielplänen zahlreicher Lustspielhäuser. In den 50er Jahren war der viel Beschäftigte häufiger Gast in Berlin. Seinen letzten großen Auftritt im Renaissance-Theater hatte er am 17. November 1958, seinem 70. Geburtstag: Tout Berlin gibt sich die Ehre, als Curt Goetz bei der Uraufführung seiner »Miniaturen« gleich in drei Rollen glänzt. Zwei Jahre später starb der beliebte Schauspieler in Grabs im Schweizer Kanton St. Gallen.

»In Berlin wurde er aufgebahrt. Seine geliebten Schauspieler haben ihn auf ihren Schultern auf die Bühne getragen, von der er ihnen, gar nicht lange zuvor, mit so viel Haltung eine Liebeserklärung machte.« Valérie von Martens

ELISABETH LANGGÄSSER

SCHRIFTSTELLERIN

* 23.02.1899 in Alzey | † 25.07.1950 in Karlsruhe



Ihr halbes Leben verbrachte die Lyrikerin und Schriftstellerin Elisabeth Langgässer in Berlin. Als Halbjüdin während der NS-Zeit mit Schreibverbot belegt, galt ihr Werk »Das unauslöschliche Siegel« 1947 als Inbegriff auch des dichterischen Neubeginns. Der Roman katapultierte die Autorin für kurze Zeit in den Mittelpunkt des literarischen Nachkriegsdeutschlands.

Elisabeth Langgässer wurde 1899 in Alzey geboren. Nach dem frühen Tod des jüdischen Vaters ging sie mit ihrer Mutter Eugenie und ihrem älteren Bruder Heinrich nach Darmstadt und absolvierte dort das Lehrerinnenseminar. Die junge Frau arbeitete als Volksschullehrerin und unternahm nicht nur erste literarische Gehversuche. Sie begann eine Liaison mit dem jüdischen Staatsrechtler Hermann Heller, die nicht ohne Folgen blieb: 1929 wurde Tochter Cordelia unehelich geboren. Die allein erziehende Mutter wurde aus dem Staatsdienst entlassen, verließ die Provinz und ging nach Berlin zu Mutter und Bruder. Sie fand eine Anstellung als Sozialpädagogin in der von Alice Salomon gegründeten Sozialen Frauenschule in Berlin-Schöneberg. Vermutlich nahm Langgässer die Straßenbahnlinie 95 Schöneberg – Köpenick zu ihrer Wohnung an der heutigen **Seelenbinderstraße**. Dort, unweit des Bahnhofs, tobte im Juli 1933 die »Köpenicker Blutwoche«. Langgässer findet Arbeit im Berliner Rundfunk und lernt dort den katholischen Philosophen Wilhelm Hoffmann kennen. Beide heirateten 1935.

Als Schriftstellerin veröffentlichte Elisabeth Langgässer ein umfangreiches Werk, das ihr katholisch-spirituelleres Weltbild widerspiegelt, ein stetes Ringen zwischen Gott und Teufel, zwischen Gut und Böse. Für den Roman »Proserpina« erhielt sie 1931 den Literaturpreis des Deutschen Staatsbürgerinnenverbandes. Gertrud Bäumer, Alfred Döblin und Rudolf Kayser gehörten zu den

Juroren. Während des Publikationsverbotes schrieb sie für die Schublade und verfasste Werbetexte. Das Ehepaar wohnte nun in Charlottenburg. Ihr Haus am **Eichkatzenweg 33** gehört zur Siedlung Eichkamp, eine Kolonie für Angestellte und Beamte neben der AVUS.

Die Töchter Annette, Barbara und Franziska wurden geboren. Hatte sich die Schriftstellerin durch ihre Heirat weitgehend der Rassengesetzgebung entzogen, bekam Cordelia, von den Nazis als »Volljüdin« eingestuft, Probleme. 1941 musste sie ihre Familie verlassen und den Judenstern tragen. Schließlich wird sie im Beisein der Mutter von der Gestapo genötigt, ein Papier zu unterzeichnen, das ihrem Todesurteil gleichkam. Sie wurde 1943 deportiert, überlebte Auschwitz. Ihre Mutter sah sie 1949 nur noch ein Mal wieder.

Da stand Elisabeth Langgässer auf dem Zenith ihres schriftstellerischen Schaffens. Dankbar begrüßte das Publikum die Schriftstellerin als Vertreterin eines religiösen und zugleich unpolitischen Humanismus. Sie versöhnte die literarische Welt, indem sie das theologische Erklärungsmuster von Sündenfall, Erlösung und Gnade als eigentliche Ursache für die Verbrechen des Nationalsozialismus beschrieb. Auch Thomas Mann applaudierte. 1948 verließ die Familie Berlin und zog nach Rheinzabern. Die Multiple-Sklerose-Erkrankung der Schriftstellerin schritt voran, Elisabeth Langgässer starb 1950.

»Unsicher sah die Tochter die Mutter an, und ihr Blick traf auf eine weiße Maske, worin der allzu rote Mund wie eine Wunde glühte. Von der Mutter war im Augenblick keine Unterstützung zu erwarten, das wurde dem Mädchen sofort klar«... schreibt Cordelia

in ihren Erinnerungen.

Rheinzabern, 22. X. 49.

Sehr geehrte Herr Kästner!

Es wird mir ein fast besonderes
Anliegen sein, an Ihr dies jährigen Tagung des
P.E.N.-Klubs in München teilzunehmen. Leider
kann ich aber nun möglich vor dem Wochenende
des. 16. ~~Oktober~~ November ein Treffen, da ich mich in
diesem Tag auf einen Vortragsreise befinde, davon
dazu über seit Monaten fertigen. Schreiben Sie
mir bitte, ob es sich Ihnen überhaupt noch
loftet, nur, Meinem zu fragen, oder ob die
wichtigsten Probleme bis zu diesem Zeitpunkt
schon erörtert sind.

Mit, freundlichen Grüßen
Elisabeth Langgässer

MAX VON LAUE

PHYSIKER

* 09.10.1879 in Pfaffendorf | † 24.04.1960 in Berlin

Max Theodor Felix von Laue, Sohn eines Korpsintendanten, studierte Naturwissenschaften in Straßburg, Göttingen, München und Berlin, promovierte 1903 und habilitierte sich 1906 in Berlin bei Max Planck. Ein Jahr später bestätigte er experimentell Einsteins Theorie über die Lichtgeschwindigkeit. 1909 ging er zu Konrad Röntgen nach München und wurde dort mit der Abfassung eines Bandes über Wellenlehre in der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften betraut. Bei dieser Aufgabe entdeckte er die Röntgenstrahl-Interferenzen, das sind Beugungserscheinungen, denen der Röntgenstrahl beim Durchgang durch Kristalle unterliegt. Es gelang Max von Laue damit, die Welleneigenschaft des Röntgenlichtes und im gleichen Experiment auch den Gitteraufbau der Kristalle aus einzelnen Atomen oder Atomresten nachzuweisen.

Diese Entdeckung brachte wesentliche neue Erkenntnisse nicht nur für die Mineralogie, sondern auch in der Physik, der physikalischen Chemie, der Metallkunde und der Materialprüfung. An der Vervollständigung seiner Theorie von den Röntgenstrahl-Interferenzen hat von Laue bis zu seinem Lebensende gearbeitet. 1910 heiratete von Laue Magdalena Degen. 1912 wurde er als außerordentlicher Professor der theoretischen Physik nach Zürich berufen.

Im Jahr 1914 erhielt er für die auf Platten fotografierten »Laue-Diagramme« den Nobelpreis und trat in die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin ein. Im selben Jahr folgte er einem Ruf an die Universität Frankfurt, um 1919 nach Berlin zurückzukehren, wo er von 1921 bis 1943 als Rektor wirkte. Die Arbeiten Max von Laues führten unter anderem zur Erforschung neuer Elemente. Neben seiner »Theorie der Supraleitung« entwickelte er die Relativitätstheorie Albert Einsteins weiter. Im »Dritten Reich« setzte sich von Laue entschieden

für seine jüdischen Kollegen – vor allem Fritz Haber – ein, geißelte öffentlich die nationalsozialistische Rassenlehre und behielt das Vertrauen Einsteins. 1943 ertrug er den Streit um die »jüdische« Relativitätstheorie nicht mehr und bat um die Entbindung von seinen Verpflichtungen an der Berliner Universität. Zusammen mit Max Planck wechselte von Laue als stellvertretender Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts nach Göttingen. Nach dem Krieg konnte von Laue als Leiter dieses Instituts weiter wirken, das nun den Namen Max Plancks trug, und wurde Professor an der Universität Göttingen.

Von 1951 bis 1959 war er Direktor des Fritz-Haber-Instituts der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin-Dahlem, **Faradayweg 4-6**. Dort setzte er sich für die Errichtung des Hahn-Meitner-Instituts für Kernforschung ein. Im April 1957 gehörte Max von Laue zu den 18 führenden deutschen Kernphysikern, die mit dem »Göttinger Manifest« auf die Gefahren der Atomwaffen hinwiesen und sich gegen eine atomare Aufrüstung der Bundeswehr aussprachen.

Max von Laue starb am 24. April 1960 im Alter von 80 Jahren an den Folgen eines Verkehrsunfalls in Berlin.

von Laue bei seinem 80. Geburtstag mit Berliner Bürgermeister Willy Brandt



KARL MARX

PHILOSOPH, ÖKONOM

* 05.05.1818 in Trier | † 14.03.1883 in London



Dass seine politischen Ideen einmal als Rechtfertigung für den Bau einer Mauer quer durch seine Studienstadt Berlin missbraucht werden würden, hätte sich Karl Marx sicher nicht zu träumen gewagt. Ohne es zu wissen, wurde er zu einer der historischen Persönlichkeiten, die das Gesicht Berlins am meisten prägten. Obwohl zahlreiche Denkmale und Tafeln nach 1989 abmontiert wurden, ist Marx noch heute eine der am häufigsten dargestellten politischen Figuren in der Stadt.

Der am 5. Mai 1818 in Trier als Sohn eines zum Protestantismus übergetretenen jüdischen Advokaten geborene Karl studierte zunächst in Bonn, ab 1836 in Berlin Rechtswissenschaften, Geschichte und Philosophie.

In Berlin schloss er sich den »Junghegelianern« um Bruno Bauer an, mit denen er die Ablehnung von Staat und Religion teilte. 1837 verließ Marx auf Anraten seines Arztes die Stadt und mietete sich bei einem Fischer in **Alt-Stralau 25** ein, wo man heute bei einem Spaziergang entlang des Spreeufers auf eine wenig attraktive Gedenkstätte trifft. Weil sein Versuch, sich nach der Promotion in Jena 1841 in Berlin zu habilitieren, aus politischen Gründen scheiterte, übernahm er die Schriftleitung der von Liberalen gegründeten »Rheinischen Zeitung« in Köln. Nach ihrem Verbot siedelte er mit seiner jungen Frau Jenny, geborene von Westphalen, nach Paris über. Dort gab er mit Arnold Ruge die »deutsch-französischen Jahrbücher« heraus und schrieb seine »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«. In Paris lernte er Heinrich Heine, Michail Bakunin und Friedrich Engels kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte.

1845 wurde er auf Betreiben der preußischen Regierung aus Paris ausgewiesen und fand in Brüssel Zuflucht. Dort kam er mit dem 1836 in Paris gegründeten

»Bund der Gerechten« in Kontakt, der sich ab 1847 »Bund der Kommunisten« nannte. Gemeinsam mit Engels wurde er mit der Ausarbeitung einer politischen Programmschrift, dem »Kommunistischen Manifest«, beauftragt. Im Revolutionsjahr 1848 kehrte Marx nach seiner Verhaftung und Ausweisung aus Brüssel über den Umweg Paris nach Köln zurück, wo er die »Neue Rheinische Zeitung« gründete. Nach dem endgültigen Scheitern der Revolution weder in Preußen noch in Frankreich geduldet, emigrierte er nach London, wo er sich fortan seiner wissenschaftlichen und journalistischen Arbeit widmete.

Den Lebensunterhalt bezog er aus einer kleinen Erbschaft und Unterstützungsleistungen von Friedrich Engels, lebte aber mit seiner Familie in äußerst ärmlichen Verhältnissen, die drei seiner sechs Kinder das Leben kosteten. In den 1850er Jahren beschäftigte sich Marx ausschließlich mit der Arbeit an seinem wissenschaftlichen Hauptwerk, dem »Kapital«, von dem zu seinen Lebzeiten nur Band 1 erschien. 1864 beteiligte er sich an der Gründung der »Internationalen Arbeiterassoziation« (1. Internationale) und wurde deren eigentlicher Führer. Nach dem Bruch mit Bakunin und dessen Anarchismus wurde sie aber 1872 wieder aufgelöst. Kurz nach dem Tod seiner Frau starb Marx nach zahlreichen schweren Krankheiten am 14. März 1883 an einem Lungenabzess.



Geburtshaus in Trier

Zwei politische Prozesse.

Verhandelt vor den Februar-Räthen in Köln.

I.

Der erste Wreßprozeß der Neuen
Rheinischen Zeitung.

II.

Prozeß des Kreis- und Ausschusses der
rheinischen Demokraten.

Köln, 1849.

Verlag der Expedition der Neuen Rheinischen Zeitung.

KLEMENZ LOTHAR WENZEL FÜRST VON METTERNICH

POLITIKER

* 15. Mai 1773 in Koblenz | † 11. Juni 1859 in Wien



In seiner langen diplomatischen Laufbahn war Klemens Fürst Metternich einer der wichtigsten Gegenspieler Napoleons. Rückblickend wurde sein Handeln lange vor allem mit den Stichworten Reaktion und Repression verbunden. Tatsächlich scheute Metternich, der für das österreichische Kaiserreich unter anderem als Außenminister tätig war, die Mittel der Zensur und der Geheimdienste nicht.

Heute bewerten Historiker Metternich differenzierter. Seine bekannteste Leistung, die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoleons durch den Wiener Kongress 1815, wird als Bemühen um eine tragfähige Friedensordnung gesehen. Metternich wollte tatsächlich vor allem eines: Neue Kriege verhindern.

Geboren wurde Klemens im kleinen Dorf Metternich nahe Koblenz, das auch dem Adelsgeschlecht, dem er entstammt, seinen Namen gab. Die Familie, die zahlreiche Güter bis hin nach Tschechien besaß, verlor durch den Einmarsch der Franzosen ihren linksrheinischen Besitz – Metternich erlebte die Revolution als traumatischen Angriff auf die gesellschaftliche Ordnung.

Dennoch war er weder antifranzösisch (die Familie sprach deutsch und französisch gleichermaßen) noch liberalen Ideen völlig abgeneigt. In jungen Jahren besuchte Metternich Versammlungen des Mainzer Jakobinerklubs und verkehrte mit dessen Führer Georg Forster. In Napoleons Streben nach Vorherrschaft in ganz Europa aber sah Metternich eine Gefahr, die er bekämpfen wollte.

Dies versuchte er auch bei einer seiner ersten diplomatischen Aufgaben, als Gesandter des österreichischen Kaisers in Berlin, wo er sich im November 1803 als Botschafter vorstellte. Metternich warb bei Friedrich Wilhelm III und Königin Louise für eine antinapoleonische Koalition mit Österreich und Russland – umsonst, denn Preußen sah tatenlos zu, als der Korse im Dezember 1805 deren Truppen bei Austerlitz vernichtend schlug.

Metternich hatte schon früh Napoleons Strategie erkannt, die großen europäischen Imperien Österreich, Russland und Preußen zu zerstören und sie als unbedeutendere Mittelmächte von Frankreich abhängig zu machen. 1806 wechselte Metternich auf ausdrücklichen Wunsch des französischen Kaisers, der »le beau Clement« als Gesprächspartner schätzte, als österreichischer Botschafter nach Paris. Hier musste er aus der Distanz erleben, wie Preußen in Jena und Auerstedt genauso gedemütigt wurde wie zuvor Österreich.

Umso mehr wird es für Metternich Jahre später beim Wiener Kongress eine Genugtuung gewesen sein, das napoleonische Frankreich in die Schranken weisen zu können. Zukunftsweisend war dabei Metternichs Vorschlag eines Systems gegenseitiger staatlicher Konsultationen, um Konflikte frühzeitig klären zu können.

JOHANNES PETER MÜLLER

PHYSIOLOGE UND ANATOM

* 14.07.1801 in Koblenz | † 28.04.1858 in Berlin



Johannes Peter Müller, Professor für Anatomie und Physiologie und später Rektor der Friedrich-Wilhelm- (der heutigen Humboldt-) Universität **Unter den Linden, Berlin-Mitte**, gelang der Brückenschlag von der naturphilosophischen zur naturwissenschaftlich fundierten Medizin. Er begründete die neuzeitliche Physiologie, die die biologischen Vorgänge mit Hilfe chemischer und physikalischer Messungen untersucht. Das menschliche Dasein wurde nicht mehr als Teil einer göttlichen, vorbestimmten Ordnung begriffen. »Keine anderen Kräfte als die allgemein physikalisch-chemischen wirken im Organismus«, betonte Müller-Schüler Emil du Bois-Reymond.

Als Sohn eines Schuhmachers 1801 in Koblenz geboren, trieb der äußerst strebsame und ausdauernde Johannes bereits in jungen Jahren biologische Studien. Stundenlang konnte er Spinnen beobachten. Sein Medizinstudium nahm er 1819 an der Universität Bonn auf, wo noch im Geiste der Naturphilosophie gelehrt wurde. Als er 1822 als junger Doktor an die Universität Berlin wechselte, besuchte er dort vor allem die Vorlesungen des angesehenen deutschen Naturforschers Karl Asmund Rudolphe (1771–1832). Dieser war seit Gründung der Alma mater berolinensis 1810 Professor für Anatomie und Physiologie. Im Jahre 1833 sollte Müller auf eigenen Vorschlag sein Nachfolger werden. Ungezählt die Studenten, die Müller zu wissenschaftlichem Denken anregte und die es ihrerseits zu Ruhm und Ehre brachten. Ob Theodor Schwann, Jakob Henle, Ernst Haeckel, Emil du Bois-Reymond, Ernst von Brücke oder Hermann von Helmholtz: Müllers Schüler zählen zu den Hauptvertretern der »wissenschaftlichen Medizin« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Rudolf Virchow, auch er ein Student Müllers, wird über Jahrzehnte als der deutsche Medizin-Papst gelten.

Mit seiner Ehefrau Nanny Ziller wohnte Müller seit 1833 in der Nähe des Anatomischen Instituts hinter der Garnisonskirche. Dort seziierte, mikroskopierte, notierte und systematisierte er unablässlich seine umfassenden Forschungen und publizierte die Ergebnisse in umfangreichen Werken. Sein »Handbuch der Physiologie« wurde ein Welterfolg. Eine völlig neue Situation für den politisch unerfahrenen Müller brachte die März-Revolution 1848. Auch die Berliner Studenten forderten die nationale Einheit und begehrten liberale Freiheiten. Als Rektor der Universität gehörte Müller zum »geistigen Leibregiment der Hohenzollern«, dennoch stand er am 18. März in seinem Talar an der Spitze des Senats und an der Seite der Studenten, um von König Friedrich Wilhelm IV den Rückzug seiner Truppen zu verlangen. Der lehnte ab. Bei den anschließenden Barrikadenkämpfen starben vier Studenten. In vollem Ornat marschierte Müller hinter den Särgen. An seiner königstreuen Haltung änderte dies nichts. Die Bürde des Amtes schien ihn fortan zu drücken, Depressionen waren die Folge. Immer häufiger brach er zu ausgedehnten Forschungsreisen auf, studierte die harpunenähnlichen Pfeile der Giftzüngler-Schnecken oder beschrieb erstmalig das Lanzettfischchen. Der vergleichenden Anatomie und Morphologie der Seetiere gab er wichtige Impulse, Müller erhielt internationale Auszeichnungen. Mit wachsender Distanz beobachtete der Gelehrte die rasant fortschreitende inhaltliche und disziplinäre Ausdifferenzierung der Physiologie, einen Prozess, den er selbst entscheidend mit angestoßen hatte.

Am 27. April 1858 beschriftete er das letzte von ihm gesammelte Präparat im anatomischen Museum mit der Nummer 19577. Am nächsten Morgen wurde er tot aufgefunden. Einer Obduktion hatte Müller zu Lebzeiten widersprochen. Seine nächsten Schüler widersprachen dem Gerücht nicht, dass er mit einer Überdosis Morphinum seinem Leben ein Ende gesetzt habe.



AUGUST VON PARSEVAL

INGENIEUR

* 5.02.1861 in Frankenthal | † 22.02.1942 in Wien

Neben Ferdinand Graf von Zeppelin war August Franz Mark von Parseval der wichtigste Pionier der deutschen Luftschiffahrt. Der langjährige Professor für Luftschiffbau an der Technischen Hochschule Berlin tüftelte bereits seit 1890 in Zusammenarbeit mit dem Ingenieur Hans Bartsch von Sigsfeld und dem Fabrikbesitzer August Riediger an der Konstruktion und dem Bau eines Luftschiffes, musste dieses Vorhaben aufgrund unlösbarer technischer Probleme aber zunächst auf Eis legen. Es entstanden stattdessen die steuerbaren so genannten »Drachenballons«, die eine Person tragen konnten und die kugelförmigen Ballons verdrängten. Sie wurden vor allem vom Militär für Aufklärungsflüge eingesetzt. 1900 startet in Friedrichshafen der erste zigarrenförmige Zeppelin.

1906 stieg Parseval in **Berlin-Tegel** auf dem Gelände des späteren Flughafens, zum ersten Mal in einem nach ihm benannten Luftschiff auf. Während die Zeppeline in Starr-Bauweise ausgeführt waren (ein stoffüberzogenes Aluminiumgerüst gab ihnen ihre charakteristische Form), konstruierte Parseval Prall-Luftschiffe, so genannte Blimps, die ihre äußere Form nur durch den Gasdruck im Inneren der Ballonhülle erhielten. Gegenüber den starren Zeppelinen hatten sie den Vorteil, dass sie schnell auf- und abzurüsten waren. Besonders das Militär zeigte Interesse an den leicht transportierbaren Prall-Luftschiffen: Zusammengepackt passten die kleinen Typen auf zwei Pferde-Fuhrwerke und konnte so zu dem Ort gebracht werden, an dem sie zum Einsatz kommen sollten.

Alle Anbauten wie Leitwerke und Gondel waren an der Ballonhülle befestigt, die Motoren an der Fahrgastgondel angebracht. Eines der wichtigsten Bestandteile eines Prall-Luftschiffes war die »Ballonet«-Anlage. Dabei handelt es sich um einen oder mehrere Luftsäcke, die sich im Innenraum der Luftschiffhülle befanden.



TH Charlottenburg um 1900



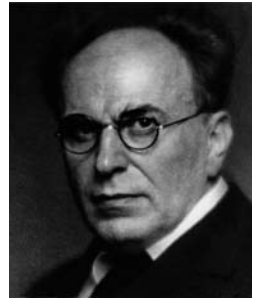
den und über ein Gebläse oder direkt durch die Propeller mit Luft versorgt wurden. So wurde eine Volumenveränderung des Traggases verhindert, die sonst bei Temperatur- oder Luftdruckschwankungen entstehen würde. Außerdem dienten die Ballonets zur Höhensteuerung. Bis zum ersten Weltkrieg wurden Luftschiffe wie Flugzeuge in erster Linie gebaut, um die Flugtechnik weiter zu entwickeln. Als Verkehrsmittel, im Frachtdienst oder als Kampfmittel spielten sie noch keine große Rolle.

Das änderte sich mit Ausbruch des Krieges: Beträchtliche Kriegsbudgets erlaubten die serienmäßige Herstellung militärischer Luftfahrzeuge. Parseval baute bis 1918 insgesamt 27 Exemplare – davon die letzten beiden und größten (PL 26 und PL 27) nicht mehr als reine Prall-Luftschiffe, sondern in halbstarrer Bauweise. Dabei verlieh ein von der Spitze bis zum Heck reichender Kiel die nötige Stabilität. Bis zum Ende des Krieges hatte das Flugzeug das Luftschiff allerdings mehr und mehr verdrängt. Ganz aus der Mode gekommen sind die Luftschiffe jedoch nie: Sie werden bis heute zu Werbezwecken verwendet.

NICOLA PERSCHEID

FOTOGRAF

* 03.12.1864 in Moselweiß | † 12.05.1930 in Berlin



Nicola Perscheid war tatsächlich der erste Prominentenfotograf Deutschlands. In seinem luxuriös eingerichteten Atelier in der **Bellevuestraße 6a** empfing er alle hochgestellten und bedeutenden Persönlichkeiten des späten Kaiserreiches und der Weimarer Republik bis zum Aufstieg der Nationalsozialisten. Perscheid war Portrait-Spezialist, seine Aufnahmen von Berühmtheiten wie General Hindenburg, Reichskanzler Gustav Stresemann, dem Maler Max Liebermann, den Päpsten Pius XI und Benedikt XV und vielen anderen sind nicht nur historisch wertvoll, sondern auch in ihrem fotografischen Können überzeugend.

Geboren wurde Nicolas Perscheid, wie er ursprünglich hieß, in Moselweiß bei Koblenz. Seine Familie, Weinbauern mit spanisch-portugiesischen Vorfahren, nahm den Namen des Ortes an, in dem sie sich angesiedelt hatte: das Dorf Perscheid, linksrheinisch zwischen Oberwesel und Bacharach. Zunächst wollte er Maler werden, kam aber im September 1879 als Lehrling zu den Koblenzer Photographen Reuß und Müller. Deren Firma war auf das »Soldatengeschäft« spezialisiert. Sie fertigte die beliebte Carte de Visite an, postkartengroße Portraits der um Koblenz stationierten Armeeangehörigen, welche die an ihre Lieben daheim schickten. Perscheid stellte sich geschickt an, die Lehrherren erließen ihm ein halbes Jahr Lehrzeit.

Es folgten Lehr- und Wanderjahre in Saarbrücken, Trier, Colmar, der Schweiz, Nizza, Dresden, Wien, Budapest, Danzig, Meran, Klagenfurt. Sein erstes Atelier eröffnete Perscheid 1891 in Görlitz – mittlerweile nannte er sich Nicola – und wurde bald vom König von Sachsen zum »Königlich-Sächsischen Hof-Photographen« ernannt. Hier wie in Leipzig, wohin er 1894 übersiedelte, war er

bereits bekannt als Portrait-Fotograf, der vor allem durch die Ausleuchtung und später mit einer von ihm entwickelten Linse Tiefe in die Darstellungen brachte. Um die Jahrhundertwende beteiligte sich Perscheid an verschiedenen Ausstellungen und gewann unter anderem den Ehrenpreis der deutschen Kaiserin.

1905 dann eröffnete der Fotograf sein Atelier in Berlin. Er zielte mit seinen hochwertigen und somit teuren Aufnahmen völlig auf die vermögende Kundschaft. Es gelang ihm, dass es für viele Jahre zum guten Ton gehörte, sich von Perscheid portraituren zu lassen. Doch in den Krisenjahren der zweiten Hälfte der 20iger Jahre saß auch den Reichen das Geld nicht mehr locker. Die enorme Miete von mehr als 1200 Reichsmark für das großzügige Atelier mit Wohnung in zentraler Lage, konnte Perscheid kaum noch aufbringen. Von einem Schlaganfall 1929 erholte er sich nur teilweise. Im Frühjahr 1930 wurde er erneut in die Charité eingewiesen. Während seiner letzten 14 Lebenstage musste seine Frau das Atelier auflösen, um die Schulden zu bezahlen. Perscheids Schaffen wurde in alle Winde zerstreut. Heute sammelt und pflegt das Landesmuseum Koblenz das Werk dieses einzigartigen Fotografen.



Ferdinand Graf von Zeppelin fotografiert von Nicola Perscheid

ERIK REGER

**JOURNALIST, SCHRIFTSTELLER,
VERLEGER UND HERAUSGEBER**

* 08.09.1893 in Bendorf am Rhein

† 10.05.1954 in Wien



»Der Freiheit eine Gasse, so hat Berlin gewählt«, kommentierte Erik Reger am 20. Oktober 1946 das Ergebnis der einzigen gemeinsamen Wahlen in Berlin. Der gebürtige Bendorfer war Chefredakteur des Tagesspiegel, der ersten unabhängigen Zeitung in Berlin. Theodor Heuss, Otto Suhr, Konrad Adenauer und Ernst Reuter zählten zu seinen Freunden.

Kaum bekannt ist Regers literarisches Werk. Nur sein 1931 erschienener Roman »Union der festen Hand« hat literarische Bedeutung erlangt. Er wurde im Erscheinungsjahr mit dem renommierten Kleist-Preis ausgezeichnet und gilt heute als eines der wichtigsten Zeugnisse deutscher Industrieliteratur im 20. Jahrhundert.

Als Hermann Dannenberger wurde Reger 1893 unweit von Koblenz geboren. Sein Vater arbeitete als Aufseher in einer Erzgrube, Sohn Hermann hatte höhere Ziele. Als 19jähriger begann er ein geisteswissenschaftliches Studium. Bonn, München und Heidelberg waren Stationen, bevor er 1915 eingezogen wurde. Nach zweijähriger englischer Kriegsgefangenschaft kehrte er 1919 nach Bendorf zurück. 1920 nahm er eine Stelle im Krupp-Pressbüro in Essen an, heiratete Christine Lippert, Sohn Manfred wurde 1923 geboren. Der junge Mann erhielt nun Einblicke in die wirtschaftliche Struktur und den politischen Einfluss eines aufstrebenden Industrieunternehmens. Neben seiner Tätigkeit bei Krupp begann er, regelmäßig Artikel in allen namhaften Publikationen seiner Zeit zu veröffentlichen. Er zeichnete sie anfangs mit verschiedenen Decknamen, schließlich nur noch mit Erik Reger. 1927 verließ Dannenberger seine sichere Position bei Krupp, Reger arbeitete fortan als Journalist und Schriftsteller. Nachdem seine Bücher von den Nazis als Produkte »unguten Geistes« verboten wurden und die Presse gleichgeschaltet war, ging Reger 1934 in die Schweiz.

EMY ROEDER

BILDHAUERIN

* 30.01.1890 in Würzburg | † 07.02.1971 in Mainz



»Ich will die hellen Momente, die zwischendurch aufleuchten, darstellen und festhalten. Ich suche den Menschen in der Ruhe seiner eigentlichen Struktur. Vielleicht vertreibt mein Werk manchen die Angst vor der Wirklichkeit.«

Emy Roeder am Ende ihres Lebens zitiert nach einem Ausstellungskatalog ihrer Geburtsstadt Würzburg.

Sie gilt als eine der bedeutendsten Frauen des bildhauerischen Expressionismus des 20. Jahrhunderts: Der Name Emy Roeder ordnet sich ein neben Gerhard Marcks, Ewald Mataré und Edwin Scharff. Als eine der wenigen Frauen überhaupt machte Roeder sich als Bildhauerin in den 20er Jahren des vorherigen Jahrhunderts in der Kunstmetropole Berlin einen Namen. Ihre Weggefährtinnen waren Käthe Kollwitz, Renée Sintenis und Milly Steger. Emy Roeder wurde diffamiert, ihre Kunst von den Nationalsozialisten als »entartet« verfemt, sie wurde ins Exil getrieben und nach dem Krieg in Italien interniert. Zurück in Deutschland fand sie eine neue Heimat in Mainz.

Die Künstlerin wurde 1890 als Emilie Roeder in Würzburg geboren. Ihr Vater war ein angesehener Kaufmann und förderte ihr künstlerisches Talent. Schon früh bekam sie Unterricht beim Würzburger Bildhauer Arthur Schlegelmüning. Als der Vater starb, verließ Emilie ihre Heimatstadt. Sie wechselte 1910 an die Kunstakademie München, studierte in Darmstadt als Schülerin von Bernhard Hoetger, der später in die Künstlerkolonie Worpswede zog. 1919 wird Roeder eine Zeit lang in Fischerhude leben, die bescheidenere kleine Schwester der berühmten Kolonie im norddeutschen Teufelsmoor. 1914/15 aber zog es Emy Roeder zunächst weiter nach Berlin. Über ihre am 20. Januar 1919 mit dem Bildhauer Herbert Garbe (1888–1945) geschlossene Ehe ist nicht viel bekannt.

Emy studierte in der Meisterklasse von Hugo Lederer, an der Preußischen Akademie der Künste am **Pariser Platz**, knüpfte Kontakte mit den Brücke-Impressionisten, lernte Karl Schmidt-Rottluff, Rudolf Belling und Ernst Barlach kennen und schloss sich gleich mehreren avantgardistischen Künstlergruppen an, die kunstgeschichtlich als zweite Generation der Expressionisten eingeordnet werden.

Während es Emy Roeder gelang, sich als Künstlerin durchzusetzen, wechselte ihr Ehemann die Fronten. Das einstige SPD-Mitglied, das 1926 an der Gestaltung des Denkmals für Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in Berlin-Friedrichshain mitgearbeitet hatte, wurde 1933 Mitglied der NSDAP. Die »Künstlerin des zarten Miteinanders«, wie Roeder oft beschrieben wird, und der Nationalsozialist gingen im selben Jahr noch gemeinsam nach Rom. Dort trennten sich ihre Wege. Garbe erlangte nie die künstlerische Bedeutung seiner Frau. Ob das Paar formell jemals geschieden wurde, ist unklar. Roeder schlug sich im doppelten Wortsinn als Bildhauerin durch. Als ihre Skulptur »Schwangere« 1937 als Beispiel für »entartete Kunst« in München gezeigt wurde, arbeitete sie bereits in Italien. Sie bekam ein Stipendium der Villa Romana in Florenz und blieb.

Die Alliierten, die das faschistische Italien nach dem Krieg besetzen, sperrten die Deutsche für ein Jahr in ein Internierungslager. Dennoch kehrte sie erst 1949 nach Deutschland zurück und nahm einen Lehrauftrag an der neu gegründeten Landeskunsthochschule in Mainz an. Mit den ausdrucksstarken Bildnisköpfen ihrer Malerfreunde Erich Heckel, Hans Purrmann und Karl Schmidt-Rottluff erlebte auch Emy Roeder ihr künstlerisches Comeback. Ab 1953 zog sie sich ins Private zurück, reiste durch die Welt und kam auch immer wieder nach Berlin. Die Werke der Künstlerin, die in ihren späten Schaffensjahren immer mehr zur abstrakten Darstellung neigte, wurden 1955 auf der Documenta 1 in Kassel gezeigt. Späte Genugtuung für die einst Diffamierte. 1987 stiftete das Kulturministerium den Emy-Roeder-Preis des Landes Rheinland-Pfalz.



ANNA SEGHERS

SCHRIFTSTELLERIN

* 19.11.1900 in Mainz | † 01.06.1983 im Berlin



»Sie kennen vielleicht das Märchen von dem toten Mann. Er wartete in der Ewigkeit, was der Herr über ihn beschlossen hatte. Er wartete und wartete, ein Jahr, zehn Jahre, hundert Jahre. Dann bat er flehentlich um ein Urteil. Er konnte das Warten nicht mehr ertragen. Man erwiderte ihm: Auf was wartest du? Du bist doch schon längst in der Hölle. Das war sie nämlich: ein blödsinniges Warten auf nichts.« Anna Seghers: »Transit«

Seghers war das ab 1928 benutzte Pseudonym der Schriftstellerin Netty Radvanyi, die als einzige Tochter des wohlhabenden jüdischen Kunsthistorikers und Antiquitätenhändlers Isidor Reiling 1900 in Mainz geboren wurde. Nach dem Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Sinologie promovierte sie 1924 in Heidelberg zum Dr. phil., 1925 heiratete sie den ungarischen Soziologen und Schriftsteller Lazlo Radvanyi. Als freie Schriftstellerin lebte Anna Seghers in Berlin. Ihre ersten literarischen Arbeiten veröffentlichte sie 1927 in der »Frankfurter Zeitung«. 1928 trat sie der Kommunistischen Partei bei. Im gleichen Jahr wurde sie für ihre Erzählung »Der Aufstand der Fischer von St. Barbara« mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet.

Der Nationalsozialismus zwang Anna Seghers zur Flucht. Ihre Werke wurden verboten und verbrannt. Zunächst ging sie nach Paris, wo 1939 ihr Mann verhaftet wurde und sie mit den beiden kleinen Kindern zurücklassen musste. Als sich die deutschen Truppen 1940 Paris näherten, konnte sie über Marseille nach Mexiko fliehen. Im Exil schrieb sie ihre beiden bedeutendsten Romane: »Das siebte Kreuz« (1942) und »Transit« (1944). 1947 kehrte die Autorin nach Berlin in die sowjetisch besetzte Zone zurück, wo sie von Freunden und Kampfgefährten erwartet wurde.

Dort wurde sie Vizepräsidentin des »Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands«, vertrat die DDR auf zahlreichen Friedenskongressen und war von 1950 bis 1978 Präsidentin des Schriftstellerverbandes der DDR. Als Seghers am 1. Juni 1983 nach längerer Krankheit starb und auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof an der **Chausseestraße** beigesetzt wurde, erwiesen ihr die gesamte politische Prominenz der DDR und zahlreiche Gäste aus dem In- und Ausland die letzte Ehre.

Zu den größten Tragödien dieses literarischen Talents gehörte die 1934 proklamierte Kunstdoktrin des »Sozialistischen Realismus«. Auch wenn Anna Seghers an der fundamentalen These, nach der Literatur parteilich zu sein hatte, nicht zweifelte, litt sie doch unter der parteiamtlichen Ablehnung jeglicher formaler Experimente. Auf dem Schriftsteller-Kongress im Tauwetterjahr 1956 warnte sie noch:

»Die scholastische Schreibart ist Gift, wie marxistisch sie sich auch gebärdet. (...) Denn sie bewirkt Erstarrung statt Bewegung, sie bewirkt Faulheit statt Initiative. Keine Erregung erschüttert den Leser solcher Bücher. Mit Nachdenken braucht er sich gar nicht erst anzustrengen. Er kennt ja das Schema, nach dem das Buch montiert ist, so gut wie der Autor.« Anna Seghers: »Die große Veränderung und unsere Literatur«

Dennoch bescheinigte der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki der Autorin, nach Gründung der DDR nur noch didaktische Geschichten auf niedrigstem Niveau geschrieben zu haben. Insbesondere ihr Roman »Die Entscheidung« von 1959 dokumentiere den »Zusammenbruch eines großen Talents, die vollkommene Kapitulation einer Schriftstellerin«. Sie, die Jahrzehnte um die Synthese von epischer Kunst und kommunistischer Ideologie gekämpft habe, sei dem Dogma der »scholastischen Schreibart« zum Opfer gefallen. (Reich-Ranicki »Deutsche Literatur in Ost und West«)

MAX SLEVOGT

MALER UND GRAFIKER

* 08.10.1868 in Landshut

† 20.09.1932 in Neukastel/Pfalz



Max Slevogt gilt als einer der größten deutschen impressionistischen Maler, Graphiker und Illustratoren. 1868 wurde er als Sohn des Hauptmanns Friedrich Ritter von Slevogt und seiner Frau Carolin in Landshut an der Isar geboren. Seine Schulzeit verbrachte er in Würzburg, sein Akademiestudium in München, die beiden maßgeblichen Stationen seines Lebens sollten Berlin und die Pfalz werden: Schon als Kind lernte er die Pfalz durch Aufenthalte bei Verwandten und Freunden der Familie kennen. 1889/90 entstanden die frühen Neukastel-Landschaften. 1890 unternahm er mit einem Freund eine Italienreise und ließ sich danach als freier Maler in München nieder. Drei Jahre später beteiligte er sich an der ersten Ausstellung der Münchner Sezession mit der »Ringerschule«, welche die Jury zunächst als unsittlich ablehnen wollte. Zeitweise arbeitete Slevogt bei den Zeitschriften »Jugend« und »Simplizissimus« mit. 1898 heiratete er seine Jugendfreundin Antonie (Nini) Finkler aus Neukastel, mit der er zwei Kinder hatte – Nina und Wolfgang.

Auf der Pariser Weltausstellung von 1900 war Slevogt mit dem Bild »Scheherezade« vertreten. Von diesem Zeitpunkt an lässt sich in seinen Werken der Einfluss des französischen Impressionismus bemerken. Die Ablehnung der konservativen Münchner Kunstkreise veranlasste 1901 seine Übersiedlung in die aufstrebende Kunstmetropole Berlin, wo er bald zu den führenden künstlerischen Kräften zählte und in den Vorstand der Berliner Sezession aufgenommen wurde. In dieser Zeit begann er sein reichhaltiges grafisches Werk mit Illustrationen zu »Ali Baba und die vierzig Räuber« (1903), »Sindbad der Seefahrer« (1908), »Lederstrumpf« (1909) und zahlreichen anderen Zeichnungen. 1914 unternahm Slevogt eine für sein künstlerisches Schaffen sehr bedeutungsvolle Ägyptenreise.

A stylized red signature of the artist Max Slevogt, written in a cursive script.

Die auf und nach dieser Reise entstandenen 21 Gemälde sind Höhepunkte der Malerei des deutschen Impressionismus. Mit den Mitteln aus dem Verkauf dieser Bilder erwarb er den schwiegerelterlichen Besitz Neukastel, heute Slevogthof genannt. Bei Ausbruch des Krieges meldete sich der Künstler freiwillig zum Kriegsdienst als Maler. Nach wenigen Wochen kehrte er erschüttert zurück und brachte 1917, dem Jahr, in dem er als Leiter eines Meisterateliers an die Preußische Akademie der Künste in Berlin berufen wurde, 21 Lithographien seiner »Gesichte« heraus, einer ungeheuren Anklage gegen den Krieg. Als die Pfalz bei Kriegsende französisch besetzt wurde, ließ man ihn nicht mehr ausreisen – erst 1920 konnte er nach Berlin zurückkehren.



»Bel Paré«

In der Zwischenzeit illustrierte er eine Originalhandschrift von Mozarts »Zauberflöte«, Grimms Märchen und andere Werke. 1924 malte er sein Musikzimmer in Neukastel aus, 1929 die Bibliothek. Zu seinem 60. Geburtstag 1928 widmete ihm die Preußische Akademie der Künste am **Pari-
ser Platz** in Berlin eine umfangreiche Ausstellung. Zu seinen letzten Werken gehören das Golgatha-Fresko in der Friedenskirche in Ludwigshafen, das jedoch im 2. Weltkrieg zerstört wurde.



»Sommermorgen«

KARL FREIHERR VOM UND ZUM STEIN

STAATSMANN

* 26.10.1757 in Nassau/Lahn | † 29.6.1831 in Cappenberg/Westfalen

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein entstammt einem alten Adelsgeschlecht, das die Burg bei Nassau bewohnte und weitere Güter an Lahn, Rhein, Mosel und Ahr besaß. Obwohl Karl das neunte von zehn Kindern war und zwei ältere Brüder hatte, wurde er als Familienerbe eingesetzt.

Zunächst studierte er einige Semester Rechtswissenschaften in Göttingen. Statt eines Examens führten ihn Bildungsreisen nach Wien, Ungarn, Frankreich und später England, wo er sich mit Bergbau und Verhüttung vertraut machte. Durch die verwandtschaftlichen Verbindungen zum preußischen Bergbau- und Industrieminister Heynitz trat Stein 1780 als dessen Mitarbeiter in den Staatsdienst ein. 1784 war er bereits Direktor der westfälischen Bergämter, wechselte 1787 in die allgemeine Verwaltung und wurde 1793 Oberpräsident aller Verwaltungsbehörden in den westlichen Teilen Preußens, also preußischer Statthalter im Westen. In diesem Jahr heiratete er auch Wilhelmine Gräfin von Wallmoden-Gimborn, mit der er später zwei Töchter hatte. 1804 wurde Stein als preußischer Finanz- und Wirtschaftsminister nach Berlin berufen, wo er am **Festungsgraben 1** wohnte.

Schon früh rief er dazu auf, den preußischen Staat durch Gebiets-, Verfassungs- und Verwaltungsreformen leistungsfähiger zu machen, um die nationale Unabhängigkeit vom napoleonischen Frankreich zu sichern. Im Januar 1807 fiel er beim preußischen König Friedrich Wilhelm III. in Ungnade, weil er auf harsche Weise die adligen Kabinettsräte angegriffen hatte. Nach seiner Entlassung fasste er seine politischen Vorstellungen in der »Nassauer Denkschrift« zusammen. Im Juli 1807 holte der König Stein als leitenden Minister nach Berlin zurück. Mit seinem Namen sind Reformen im Regierungssystem, im Behörden-



wesen, in der Sozialstruktur, im Militär und im öffentlichen Unterricht Preußens verbunden. Herausragende Maßnahmen sind die so genannte Bauernbefreiung (die Bauern wurden zwar persönlich frei, nicht aber von herrschaftlichen Lasten und Diensten befreit) und die preußische Ständeordnung von 1808.

Ende diesen Jahres wurde Napoleon ein kompromittierender Brief Steins in die Hände gespielt, worauf ihn der König entlassen musste. Napoleon sprach die Acht über Stein aus, der floh außer Landes. Sein Reformwerk blieb ein Torso und wurde seit 1810 mit veränderter Zielsetzung von Karl August von Hardenberg fortgeführt.

1812 berief Zar Alexander I Stein zum Berater, er wurde Mitorganisator und Motor des von Russland ausgehenden Befreiungskampfes gegen Napoleon.

1819 gründete Stein die »Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde« und begann – zum großen Teil aus eigenen Mitteln – die bis heute fortgeführte Sammlung der deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters (Monu-

menta Germaniae Historica) herauszugeben. Stein starb im Alter von 73 Jahren auf seinem Gut in Cappenberg und wurde auf dem Familienfriedhof in Fröcht (bei Bad Ems) beigesetzt.



»Wenn dem Volk alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten.«

Stein, politisches Testament vom 24. November 1808

FRIEDRICH WILHELM STRASSMANN

CHEMIKER

* 22.02.1902 in Boppard | † 22.04.1980 in Mainz

Er war der Mann aus der zweiten Reihe. Einer, der ruhig und zielstrebig im Hintergrund arbeitet, der wissenschaftliches Interesse vor persönlichen Ruhm stellte. Sonst hätte Fritz Strassmann die Schmach wohl nicht ertragen, die ihm der große Theoretiker der Kernphysik Niels Bohr 1960 zufügte: »Wie, es gibt Sie wirklich, Herr Strassmann? Ich dachte immer, Hahn hätte Sie erfunden, um die Bürde der Entdeckung nicht allein tragen zu müssen«, spöttelte der bei ihrem ersten Treffen. Hatte Bohr tatsächlich geglaubt, Otto Hahn habe die entscheidenden Experimente alleine durchgeführt, die zur Entdeckung der Urkernspaltung führten? Dem war nicht so: Fritz Strassmann war stets an Hahns Seite am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Berlin, **Habelschwerdter Allee 45**.

Und er war weit mehr als nur sein Gehilfe. Frisch promoviert und mit besten Zeugnissen war Strassmann 1929 nach Dahlem gekommen. Dort hatte seit 1928 Otto Hahn das Sagen; Leiterin der radiophysikalischen Abteilung war Lise Meitner. Hahn übertrug dem 27jährigen Studien zur angewandten Radioaktivität. Strassmanns analytischer Verstand und seine Geschicklichkeit im Labor fielen auf. Hahn und Meitner zogen ihn 1934 zu ihren Experimenten hinzu. Sie waren auf der Suche nach Transuranen: Elemente mit einem dichteren Protonenkern als Uran (Ordnungszahl 92). Sie suchten Element 93, sie fanden den Schlüssel zur Atombombe. Den entscheidenden Indikatorversuch führte Strassmann am 17. Dezember 1938 durch. Hahn wollte das Ergebnis, das allen Erfahrungen widersprach, zunächst nicht glauben. »Vielleicht kannst du eine phantastische Erklärung vorschlagen«, schrieb er Meitner. »Es könnten doch vielleicht eine Reihe seltsamer Zufälle unsere Ergebnisse vorgetäuscht haben«, orakelte er am 22. Dezember in einem Artikel.

Er hätte vieles anders formuliert als Hahn, notiert Strassmann in seinen Erinnerungen. Er war sich seiner Ergebnisse sicher. Was die Entdeckung bedeutete, dafür lieferte Meitner, theoretischer Kopf des Trios, die Erklärung: Unter Neutronenbeschuss platzt der Urankern. Neben Barium und Krypton werden beim Spaltprozess Neutronen freigesetzt. Mit Atomkraft werden sie vom Urankern weggeschleudert, infizieren umliegende Atomkerne und lösen dort ebenfalls die Spaltung aus. Eine völlig neue Form chemisch-physikalischer Reaktion mit Freisetzung ungeahnter Energiemengen. Hiroshima begann 1938 in Berlin, wird es später heißen.

Innerhalb von Tagen fanden die Berliner Ergebnisse weltweit Beachtung. Und Strassmann stand im Schatten des Meisters. Nur der bekam 1944 den Nobelpreis für Chemie. Jahre später gab Hahn zu Protokoll, er sei »eigentlich betrübt« gewesen, dass Strassmann leer ausgegangen sei. Sein Anteil am Ergebnis sei »ganz wesentlich« gewesen, »mindestens die Hälfte«. Noch vor Ende des Krieges verließ Strassmann das zerstörte Berlin. Er zog 1944 nach Tailfingen, 1946 nach Mainz. Die Berliner Forschungsanstalt war nach Württemberg ausgelagert worden. Der 42jährige übernahm die Leitung der ehemals Hahn'schen Abteilung. Das Institut fand 1946 bei der neu errichteten Johannes Gutenberg-Universität seinen endgültigen Platz, 1949 wurde es in Max-Planck-Institut für Chemie umbenannt. Strassmann leitete es bis 1953, dann widmete er sich seiner Professur für Anorganische Chemie. Es war die Frage, was die Welt zusammenhält, die ihn antrieb. Atomforschung mit dem Ziel zu zerstören verweigerte er sich. Das dokumentierte er 1957 mit der Unterzeichnung des Göttinger Appells, in dem 18 Atomwissenschaftler bekunden, Adenauers Pläne zur atomaren Aufrüstung der Bundesrepublik nicht zu unterstützen.



Strassmann mit Lise Meitner und Otto Hahn, 1956

FRIEDRICH KARL STRÖHER

STUBENMALER, DEKORATIONSMALER, KÜNSTLER

* 22.02.1902 in Boppard | † 22.04.1980 in Mainz



Er war ein Weltenbummler. Sein Zuhause war Irmenach im Hunsrück, sein Wohnsitz lange Zeit Berlin. Aus kleinbäuerlichen Verhältnissen stammend hatte Friedrich Karl Ströher seine Reise durch halb Europa angetreten. Er bildete sich fort, interessierte sich für Kunst und Literatur und träumte wohl auch manchmal von der Weltrevolution. Das flirrende Licht der Provence veränderte seine Sehweise. Da war aus dem gelernten Stubenmaler längst ein Künstler geworden. »Des Künstlers Kraft liegt in der Heimat. Dazu dienten also die vielen Reisen, dass sie mich dieses erkennen ließen«, stellte er nach Jahren der Wanderschaft fest und kehrte heim in den Hunsrück. Dort starb er mit nur 49 Jahren.

Ströher war 25 Jahre alt, als er 1901 das erste Mal nach Berlin kam, fleißig und ehrgeizig. Er studierte in Paris und arbeitete bei Bedarf in seinem angestammten Beruf, um Miete, Lehrgeld und Material zahlen zu können. Der Berliner Maler Walter Leistikow erkannte Ströhers Talent. Er bekam die Chance, bei der Jahresausstellung der Berliner Sezession mitzuwirken, die sich Ende des 19. Jahrhunderts als Gegenbewegung zum verstaubten Akademiebetrieb gegründet hatte. Viele bereits arrivierte Künstler stellten dort aus. Die Teilnahme verschaffte Ströher also ein gewisses Renommee. Da die erhofften Folgeaufträge aber ausblieben, kehrte er frustriert nach Paris zurück, wo er sich als freischaffender Künstler, Student und Maler durchschlug. Im Mai 1905 ließ Ströher sich dennoch in Berlin nieder. Er wurde Meisterschüler von Arthur Kampf an der Akademie der Künste am **Pariser Platz**. Der Professor stand im Verdacht, mit sozialistischem Gedankengut zu sympathisieren. Ströher war vor allem von Kampfs ungeschminkter Darstellung ärmlicher Milieus angetan. »Rinnsteinkunst«, schimpfte Kaiser Wilhelm II.

Bis 1911 hatte Ströher nun Anspruch auf ein Atelier und einen finanziellen Zuschuss für Material und Modelle. Eine relativ stabile Arbeitssituation im Vergleich zu den Pariser Hungerjahren. Geldknappheit blieb dennoch eine Konstante in Ströhers Leben. Eine Reise in die Provence im Jahr 1910 wurde zum künstlerischen Schlüsselerlebnis. Ähnlich wie van Gogh, der dort 1888 seine Sonnenblumen gemalt hatte, konnte Ströher sich dem Einfluss des Lichts der südlichen Sonne nicht entziehen. Dieses flüchtige Spiel von Licht und Schatten suchte er auf Leinwand zu bannen, das eigentliche Motiv wurde zweitrangig.

Nach dem ersten Weltkrieg, den er als Pferdepfleger beim Landsturm überstand, kehrte Ströher nach Berlin zurück und schrieb sich an der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule in Berlin-Charlottenburg, **Hardenbergstraße/Ecke Fasanenstraße** ein. Sein Lehrer war der Bildhauer Hans Perathoner.

Der große Durchbruch als Künstler wollte Ströher dennoch nicht gelingen, privates Glück fand er indes mit Charlotte Geisler. Erst mit 45 Jahren wurde Ströher sesshaft. 1921 zog er sich nach Irmenach zurück, baute dort ein Atelierhaus, heiratete die 27jährige Charlotte und freute sich 1923 über die Geburt von Sohn Peter. Das bäuerliche Leben im Rhythmus der Jahreszeiten wurde Ströhers bevorzugtes Motiv. Seine authentischste Schaffensperiode, fernab von fremden Einflüssen und Reizen. Ein sicheres Einkommen garantierte das nicht. Geld verdiente Ströher mit der Gestaltung von Plakaten, Exlibris oder Wein-etiketten. Im Notfall arbeite er wieder als Stubenmaler für Handwerkerlohn. Friedrich Karl Ströher starb 1925 in Irmenach, wo er auch begraben liegt. Sein nahezu komplettes Lebenswerk zeigt das Hunsrück-Museum in Simmern.



Ströher im Atelier in Charlottenburg, Hardenbergstr. ca. 1916



Vater in blauer Jacke, 1920

CLARA VIEBIG

SCHRIFTSTELLERIN

* 17.07.1860 in Trier

† 31.07.1952 in Berlin



Viebig mit ihrem Ehemann

»Draußen erwachte allmählich der Großstadtsonntag. Fenster öffneten sich, Türen klappten. Ein Bollerwagen kam klingelnd vorbei gerasselt. Bleiche Arbeiterfrauen schlichen aus den Toren der Mietskasernen der Kirchbachstraße, unter dem Tuch die schäbige Einkaufstasche tragend.

Verschlafne Mägte, denen noch die ungebrannten Haare wirr in die Stirn hingen, huschten über die Göbenstraße, die Stube der Plätterin Nummer Vier wurde gestürmt. Heut' wurde gutes Ausgehewetter, da wollte man noch einmal Staat machen in hellen Blusen und weißen Unterröcken. Nach und nach sammelten sich Kindertrüppchen auf dem Trottoir vor den Kellerwohnungen. (...) Knaben mit rotgeriebenen, wie poliert glänzenden Gesichtern, ganz wie erwachsene Lungerer die Hände in die Hosentaschen haltend, umstanden einen Laternenpfahl (...).«

Clara Viebig, »Das tägliche Brot«

Das Berlin der Unterschichten, der armen Leute und Dienstboten am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts schilderte wohl kaum jemand so realistisch und eindringlich wie die Schriftstellerin, die selbst nicht aus Berlin, sondern aus Trier stammte: Clara Viebig.

Sie wurde als Tochter eines preußischen Oberregierungsrates geboren, verbrachte ihre Kindheit an Rhein und Mosel, zog 1868 mit den Eltern nach Düsseldorf, wohin der Vater als Stellvertretender Regierungspräsident versetzt worden war, und 1883 nach dem Tod des Vaters mit der Mutter nach Berlin.

Dort nahm Clara ein Gesangsstudium an der Musikhochschule auf. Ab 1894 schrieb sie Geschichten und kleinere Erzählungen. 1896 heiratete sie den jüdischen Verlagsbuchhändler Friedrich Theodor Cohn und publizierte ihre Werke von nun an in dessen Verlag F. Fontane & Co. Es begann eine ungewöhnlich fruchtbare Schaffensperiode – fast jedes Jahr veröffentlichte sie einen Roman oder Novellenband. Mit ihrem an Emile Zola geschulten naturalistischen Erzähltalent entwarf sie Landschaftsbilder und sozialkritische Milieustudien sowohl ihrer ländlichen Heimat als auch der Großstadt Berlin. Zu Viebigs bedeutendsten Werken gehören der Novellenband »Kinder der Eifel« (1897), der Roman »Das Weiberdorf«, mit dem ihr 1900 der Durchbruch gelang, der Berliner Dienstbotenroman »Das tägliche Brot (1900), »Einer Mutter Sohn« (1906) und »Das Kreuz im Venn« (1908). Eines der Leitmotive ihrer Erzählungen ist dabei stets die Stellung der Frau.

Nach dem ersten Weltkrieg schrieb sie vorwiegend historische Romane wie zum Beispiel die Verarbeitung des Schinderhannes-Stoffes »Unter dem Freiheitsbaum«. Der Nazi-Terror ließ Viebigs Schaffenskraft erlahmen: Wegen ihrer »nichtarischen« Verheiratung war sie schweren Verfolgungen ausgesetzt und emigrierte 1937 zu ihrem Sohn nach Brasilien. Nach dem Tod ihres Mannes ging sie 1942 ins schlesische Mittenwalde, von wo sie nach Kriegsende vertrieben wurde. Sie kehrte nach Berlin zurück und lebte bis zu ihrem Tod kurz nach Vollendung ihres 92. Lebensjahres in Zehlendorf, **Königstraße 3**.

Nach dem Krieg geriet die einst so populäre Autorin mehr und mehr in Vergessenheit. Erst in letzter Zeit erleben vor allem ihre Eifel-Romane eine verdiente Renaissance in ansprechenden Neuauflagen.

PAUL WALLOT

ARCHITEKT

* 26.06.1841 in Oppenheim/Rhein

† 10.08.1912 in Langenschwalbach



Der Schöpfer des Berliner Reichstagsgebäudes, Sohn eines Weingutbesitzers und Hugenotten-Nachkommen, Paul Wallot, wurde 1841 in Oppenheim am Rhein geboren. Zeitlebens bestand er auf der deutschen Aussprache seines Namens mit »t«. An der Bauakademie in Berlin, Hannover, Darmstadt und Gießen studierte er Architektur unter anderem bei Martin Gropius und Richard Lucae, dem Erbauer der Frankfurter Alten Oper. Nach Studienreisen nach Italien lebte Wallot als Privatbaumeister 1868 bis 1883 in Frankfurt am Main.

Seine Entwürfe für das Niederwalddenkmal (1878) und den Frankfurter Hauptbahnhof (1880) wurden nicht ausgeführt. Als 1882 der zweite Wettbewerb für ein Reichstagsgebäude in Berlin ausgeschrieben wurde (der erste Entwurf konnte nicht realisiert werden, weil das Grundstück noch nicht zur Verfügung stand), erhielt der Entwurf des bis dahin noch unbekannten Architekten 19 von 21 Stimmen der hochrangig besetzten Jury und wurde als »Überschreitung der Mainlinie in der Baukunst« gefeiert. Drei Mal musste der Grundriss allerdings noch geändert werden, bis am 9. Juni 1884 der Grundstein gelegt werden konnte.

Wallot siedelte nach Berlin über und investierte die nächsten zwölf Jahre seines Lebens in die Bauleitung. Dabei musste er zahlreiche Konflikte durchstehen – darunter den heftigsten mit Wilhelm II. Zum persönlichen Bruch kam es, als der Kaiser bei einer Begegnung mit Wallot ansetzte, die Pläne zu verändern und zu dem 18 Jahre Älteren sagte: »Mein Sohn, das machen wir so!« Der relativ kleine Wallot richtete sich entschieden auf und entgegnete: »Majestät, das geht nicht!« Der brüskierte Kaiser lehnte fortan den ganzen Bau ab und bezeichnete ihn während einer Italienreise als »Gipfel der Geschmacklosigkeit« – womit er sich den Unmut der gesamten deutschen Künstler- und Architektenschaft zuzog.

Konflikte gab es auch um die Kuppel des Gebäudes, die dem Kaiser angeblich deshalb nicht gefiel, weil sie sieben Meter höher als die des Berliner Stadtschlosses war. Wallot selbst änderte ihre Lage zu einem Zeitpunkt nochmals, als der Bau schon weit fort geschritten war, und musste deshalb aus statischen Gründen eine Konstruktion aus Stahl und Glas wählen, die sich im scharfen Kontrast zum kaiserlichen Hofstil befand.

Bei der Fertigstellung 1894 wurde Wallot zwar zum Geheimen Baurat ernannt, der Kaiser verweigerte ihm aber eine Goldmedaille, die ihm die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung einstimmig zuerkannt hatte. Weitere Auseinandersetzungen brachte die 1891 begonnene Ausschmückung der Innenräume mit sich. Auch weil er sich in Berlin unverstanden fühlte, hatte Wallot 1894 einen Ruf als Professor der Baukunst an die Kunstakademie und die Technische Hochschule in Dresden angenommen. Der maßvoll proportionierte Sächsische Landtag wurde Wallots zweites Hauptwerk. Unterdessen wirkte er weiter als Leiter der »Ausschmückungskommission« des Berliner Reichstages und pendelte zwischen den beiden Städten. Im März 1899 kam es zu einem Eklat über zwei gigantische Bilder von Franz Stuck und zwei Wahlurnen des Bildhauers Adolf Hildebrandt, im Verlaufe dessen Wallot sein Amt als Leiter der Dekoration aufgab. 1911 legte Wallot seine Lehramter nieder und zog sich nach Biebrich am Rhein zurück. Er starb ein Jahr später in Langenschwalbach im Taunus.

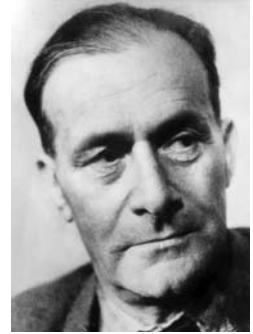


FRIEDRICH WOLF

ARZT, DRAMATIKER, BOTSCHAFTER

* 23.12.1888 in Neuwied/Rhein

† 05.10.1953 in Lehnitz bei Berlin



Friedrich Wolf wurde als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Neuwied geboren. Nach dem Abitur studiert Wolf Medizin aber auch Philosophie und Kunstgeschichte an verschiedenen Universitäten, darunter von 1910 bis 1912 in Berlin. Dort lebte er äußerst sparsam, um sich häufige Theaterbesuche leisten zu können:

»Aber die Aufführungen aus jener klassischen Zeit des Deutschen Theaters (...) sind mit Schuld daran, dass ich mehr und mehr meinen soliden, ehrhaften Arztberuf verließ und dem Theater verfiel.« Friedrich Wolf 1953

Nach der Promotion über Multiple Sklerose im Kindesalter, der Assistenzzeit und einer Phase als Schiffarzt wurde Wolf mit Kriegsbeginn Truppenarzt an der Westfront und schnell zum Kriegsgegner und Pazifisten. Nach einer Reihe von Anti-Kriegs-Gedichten veröffentlichte er 1917 seine erste größere Prosa und sein erstes Drama »Mohammed«. Als Stadtarzt in Remscheid baute Wolf 1920 gemäß seinem Selbstverständnis als »Arzt der kleinen Leute« eine Säuglings- und Mutterberatung sowie die Schul- und Gewerbehygiene auf und war an der Niederschlagung des Kapp-Putsches beteiligt. Einem kurzen Intermezzo in einer Landkommune in Worpswede folgten Anstellungen als Arzt in Höllstein und Stuttgart, begleitet von einer regen schriftstellerischen Tätigkeit. 1927 trat Wolf in die KPD ein und veröffentlichte die programmatische Schrift »Kunst als Waffe«. Ein Jahr später kam sein viel gelesenes medizinisches Hausbuch »Die Natur als Arzt und Helfer« heraus.

Mit seinem 1929 im Lessingtheater am heutigen **Kapelleufer** uraufgeführten und 1930 verfilmten Stück »Cyankali« übte er laut Kritik am starren Paragraphen 218 und wurde 1931 unter dem Verdacht, selbst Abtreibungen vorge-

nommen zu haben, verhaftet, nach Protestdemonstrationen aber wieder freigelassen. Die Nationalsozialisten verboten alle seine Schriftstücke. Durch einen Zufall konnte Wolf 1933 kurz vor seiner geplanten Verhaftung in die Sowjetunion emigrieren. Wegen politischer Differenzen mit dem Stalinismus wollte er sich 1939 den Internationalen Brigaden im spanischen Bürgerkrieg anschließen, wurde aber vorher in Paris verhaftet und ins Konzentrationslager Le Vernet gebracht. Auf Druck der Sowjetunion kam er 1941 frei und kehrte nach Moskau zurück. Er wurde Mitbegründer des »Nationalkomitees Freies Deutschland« und leistete antifaschistische Aufklärungsarbeit an der Front und unter deutschen Kriegsgefangenen. Nach Kriegsende kehrte Wolf nach Berlin zurück und widmete sich vielfältigen kulturpolitischen Aktivitäten – unter anderen gehörte er zu den Mitbegründern der DEFA. 1949 wurde Wolf erster Botschafter der DDR in Polen. Knapp zwei Jahre später, nachdem er sich große Verdienste um die Gestaltung der Beziehungen zwischen Polen und der DDR erworben hatte, bat er jedoch um seine Entlassung, um sich wieder seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmen zu können. Im Oktober 1953 starb er an den Folgen eines Herzinfarktes. Friedrich Wolf hatte vier Kinder aus zwei Ehen. Sein Sohn Markus wurde Spionagechef der DDR, Konrad Wolf Filmregisseur.

»Ein Dichter, der heute noch l'art pour l'art: die Kunst des ästhetischen Spielens willen vollführt, dieser Verse- und Szenebastler, er ist in unserer Zeit der Arbeitslosenheere, der Mütterelbstmorde und Abtreibungsparagraphen, der Wohnungsnot, Grubenunglücke und Eisenbetongerüste ein Ziseleur, ein Filigranschmied ... aber kein Dichter, der unseren Tagen etwas zu sagen hat!« Friedrich Wolf, Kunst als Waffe, 1928



Wolf mit den Söhnen Konrad und Markus

CARL ZUCKMAYER

DRAMATIKER

* 27.12.1896 in Nackenheim

† 18.01.1977 in Visp



»Meine Heimat ist Rheinhessen, und das heißt, dass sie landschaftlich nichts mit dem zu tun hat, was man unter Rhein-Romantik versteht. Diese Gegend zeigt in ihrer starken, besonnenen Fruchtbarkeit ein äußerst einfaches, nüchternes Gepräge. Die Rebstöcke stehen ordentlich und brav, die Obstbäume in Reihen gegliedert, alles Land ist Nutzland, und nur der rötliche Hautglanz der Erde verrät etwas von ihrem heimlichen Heißblut, von ihrem gezügelten Temperament.« »Als wär's ein Stück von mir«

Anfang des 20. Jahrhunderts zog die Familie Zuckmayer nach Mainz, wo Carl 1914 das Notabitur ablegte und sich als Kriegsfreiwilliger meldete. Anfängliche Begeisterung wich dem Entsetzen über die Grausamkeit des Krieges, das sein weiteres Werk prägte. Nach dem Krieg studierte Zuckmayer verschiedene Fächer in Frankfurt und Heidelberg, schrieb für die avantgardistische Zeitschrift »Das Tribunal« und verkehrte in linken Künstler- und Intellektuellenkreisen. Zu seinen Freunden zählten Carlo Mierendorff, Theodor Haubach, Emil Lederer, Rudolf Schlichter, Paul Hindemith, Oskar Kokoschka und Heinrich George, die er warmherzig in seiner Autobiographie portraitiert.

1920 ging er nach Berlin, wo sein erstes Stück »Kreuzweg« uraufgeführt wurde. Obwohl das Stück durchfiel, gab er das Studium auf, um im Berliner Theater-Milieu aufzugehen. Es folgte eine Zeit großer Armut mit verschiedenen Gelegenheitsjobs, zum Teil am Rande der Legalität.

Ein Engagement in Kiel wurde wegen eines Skandals um das Stück »Der Eunuch« beendet. Als zweiter Dramaturg am Schauspielhaus in München lernte Zuckmayer Bertolt Brecht kennen, mit dem er Ende 1923 ein Engagement am Deutschen Theater, **Schumannstraße** in Berlin erhielt. Das Stück »Pankraz erwacht« oder »Die deutschen Hinterwäldler« wurde sein zweiter herber Misserfolg. 1925 heiratete Zuckmayer Alice von Herdan. Ihre zweite Tochter erhielt in »etwas infantiler Laune« den Namen Winnetou. Das Mundart-Stück »Der fröhliche Weinberg«, für das Zuckmayer den Kleist-Preis erhielt, wurde zwar ein sensationeller Bühnen-Erfolg in Berlin, löste aber in anderen Städten, vor allem in Rheinhessen, scharfe Proteste aus. Im Herbst 1927 folgte der zweite große Erfolg mit dem »Schinderhannes«, 1928 »Katharina Knie«. »Der Hauptmann von Köpenick«, der im März 1931 Premiere hatte, wurde in Theaterkreisen gefeiert, und brachte dem Autor den Hass nationalsozialistischer Kreise ein.

1932 hielt Zuckmayer als Mitglied der Eisernen Front im Preußischen Herrenhaus, **Leipziger Straße 4**, eine Rede gegen Goebbels und die politische Zensur aus Anlass des Verbots des Remarque-Films »Im Westen nichts Neues«. Nach der Verhaftung oder Emigration enger Freunde verließ die Familie 1933 Berlin und verlegte den Wohnsitz nach Henndorf in Österreich.

Dem Aufführungsverbot in Deutschland wegen seiner jüdischen Abstammung und politischen Unzuverlässigkeit folgte der Haftbefehl, so dass Zuckmayer nach dem »Anschluss« Österreichs 1938 zunächst in die Schweiz floh und 1939 nach Amerika emigrierte. Da er sich beim Drehbuchschreiben den Diktaten Hollywoods nicht beugen wollte, überstand Zuckmayer den Krieg als Farmer in Vermont. 1946 kehrte er als Zivilbeauftragter für Kultur der amerikanischen Regierung nach Deutschland zurück und kam ins zerstörte Berlin. Nach der Premiere von »Des Teufels General« quittierte er den Dienst, um unermüdlich zu politischen Diskussionsveranstaltungen und Vorträgen zu reisen. 1950 schrieb er den »Gesang im Feuerofen«, 1955 »Das kalte Licht«, 1966 seinen größten Prosa-Erfolg, die Erinnerungen »Als wär's ein Stück von mir«. Von 1958 bis zu seinem Tod lebte Zuckmayer mit seiner Frau in Sass Fee.

LITERATUR

Lorenz Adlon	Hedda Adlon: Hotel Adlon
Hugo Ball	Emmy Ball-Hennings: Ruf und Echo. Mein Leben mit Hugo Ball
Ludwig Bamberger	Benedikt Köhler: Ludwig Bamberger
Ernst Bloch	Arno Münster: Ernst Bloch
Clemens von Brentano	Frenzel: Daten deutscher Dichtung – chronischer Abriss der dt. Literatur
Walter Bruch	Walter Bruch: Eines Menschen Leben
Rudolf Caracciola	Günther Molter: Rudolf Caracciola – Titan am Volant
Wilhelm Dieterle	Marta Mierendorff: William Dieterle – Der Plutarch von Hollywood Horst O. Hermann: William Dieterle – Vom Arbeitersohn zum Hollywood-Regisseur
Wilhelm Frick	Günter Neliba: Wilhelm Frick, der Legalist des Unrechtsstaates
Johannes W. Geiger	Edgar Swinne: Johannes Geiger, Spuren aus einem Leben für die Physik
Stefan George	Thomas Karlauf: Stefan George. Die Entdeckung des Charisma Deutschsprachige Lyriker des 20. Jahrhunderts/hrsg. von Ursula Heukenkamp und Peter Geist von Schmidt. Darin: »Stefan George« von Dr. Ute Oelmann, Leiterin des Stefan-George-Archivs
Curt Goetz	Curt Goetz: Memoiren
Elisabeth Langgässer	Hans-Christian Kirsch: Elisabeth Langgässer, Literatur und Landschaft
Max von Laue	Ilse Rosenthal-Schneider: Begegnungen mit Einstein, von Laue und Planck
Karl Marx	Francis Wheen: Karl Marx
von Metternich	W. Siemann: Metternich. Staatsmann zwischen Restauration und Moderne
Johannes Müller	Michael Hagner: Johannes Müller und die Philosophie
Nicola Perscheid	James E. Cornwall: In vornehmen Kreisen. Nicola Perscheid
Erik Reger	Christoph Marx: Reeducation und Machtpolitik – Die Neuordnung der Berliner Presselandschaft 1945 bis 1947
Emy Roeder	Beate Reese: Auf der Suche nach Ausdruck und Form – Emy Roeder und die Plastik ihrer Zeit
Anna Seghers	Pierre Radvanji: Jenseits des Stroms – Erinnerungen an meine Mutter Anna Seghers
Max Slevogt	Sabine Fehleemann, Nicole Hartje: Max Slevogt – die Berliner Jahre
von u. zu Stein	Gerhard Ritter: Stein – eine politische Biografie
F. W. Strassmann	Fritz Straßmann. Mitentdecker der Kernspaltung.
Friedrich Karl Ströher	Dieter Merten: Lebenserinnerungen des Malers Friedrich Karl Ströher
Clara Viebig	Clara Viebig: Mein Leben
Paul Wallot	Michael S. Cullen: Der Reichstag im Spannungsfeld deutscher Geschichte
Friedrich Wolf	Lutz Neitzert: Verzeiht, dass ich eine Mensch bin – Leben und Werk F. Wolfs
Carl Zuckmayer	Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir

BILDNACHWEISE

Umschlag-Titel von links nach rechts, oberste Reihe:

Hunsrück-Museum, Simmern; Archiv der Stadt Ludwigshafen; Daimler-Chrysler-Konzernarchiv;
Museum im Kulturspeicher, Würzburg; Renaissance-Theater-Archiv

mittlere Reihe: Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung; Ullsteinbild; Landesmuseum Mainz;
Bundesarchiv Koblenz; Archiv der Max-Planck-Gesellschaft

untere Reihe: TU Berlin; Hugo-Ball-Archiv Pirmasens; Deutsches Literatur-Archiv, Marbach; Ullsteinbild;
Wikimedia-Commons | S. 1 Landesvertretung (Marc-Steffen Unger)

Adlon, Lorenz	Portrait (1907): Bundesarchiv Koblenz, Hotel: Kempinski Hotels
Ball, Hugo	Portrait: Hugo-Ball-Sammlung, Pirmasens, mit Ehefrau und Hesse: Deutsches Literatur-Archiv, Marbach
Bamberger, Ludwig	Holzstich (um 1875): dpa picture-alliance; Reichsbank: Historisches Archiv der Deutschen Bundesbank
Bloch, Ernst	Portrait: Wikimedia-Commons; Ehepaar Bloch mit Rudi Dutschke (1971): Ullsteinbild
Brentano, Clemens	Kupferstich (um 1840): Deutsches Literaturarchiv Marbach; Vers und Namenszug: Deutsches Literaturarchiv Marbach
Bruch, Walter	Portrait: dpa picture alliance; Foto Olympiakanone: Wikimedia Commons
Caracciola, Rudolf	beide: Daimler-Chrysler-Konzernarchiv
Dieterle, Wilhelm	beide: Archiv der Stadt Ludwigshafen
Frick, Wilhelm	Portrait: Wienerlibrary.co.uk
Geiger, Johannes W.	beide: TU Berlin
George, Stefan	beide: Stefan-George-Archiv, Stuttgart
Goetz, Curt	beide: Renaissance-Theater-Archiv
Langgässer, Elisabeth	Portrait: Ullsteinbild; Brief-Reproduktion: Deutsches Literaturarchiv Marbach, mit freundlicher Genehmigung der Tochter Barbara Ullsteinbild
von Laue, Max	Portrait (1867) und Geburtshaus: Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung
Marx, Karl	Zeitgenössisches Gemälde, Heeresmuseum Wien: Wikimedia-Commons
Fürst v. Metternich, K.W.L.	Holzstich (undatiert): Ullsteinbild
Müller, Johannes Peter	Portrait (1929): Ullsteinbild, Gebäude: TU Berlin
von Parseval, August	beide: Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Landesmuseum Koblenz
Perscheid, Nicola	Portrait (1951): Ullsteinbild
Reger, Erik	beide: Museum im Kulturspeicher, Würzburg
Roeder, Emy	Portrait (1928): Ullsteinbild
Seghers, Anna	Paar, Selbstbildnis (1906) und Sommermorgen: Landesmuseum Mainz
Slevogt, Max	Portrait: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Foto: Zeev Kotzin
v. u. z. Stein, Karl Freiherr	beide: Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem
Strassmann, F. W.	alle: Hunsrück-Museum, Simmern
Ströher, Friedrich Karl	Ullsteinbild
Viebig, Clara	Portrait: Ullsteinbild; Reichstag: Ullsteinbild
Wallot, Paul	Portrait: Ullsteinbild, mit Söhnen: dpa picture-alliance
Wolf, Friedrich	Portrait: Deutsches Literaturarchiv Marbach, mit freundlicher Genehmigung der Fotografin Barbara Niggel
Zuckmayer, Carl	

LINKTIPPS

Adlon, Lorenz	http://de.wikipedia.org/wiki/Hotel_Adlon
Ball, Hugo	http://de.wikipedia.org/wiki/Hugo_Ball http://gutenberg.spiegel.de/autor/34
Bamberger, L.	http://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_Bamberger
Bloch, Ernst	www.bloch.de , www.kuenstlerkolonie-berlin.de www.dhm.de/lemo/html/biografien/BlochErnst/index.html
Brentano, C.	http://de.wikipedia.org/wiki/Clemens_Brentano http://gutenberg.spiegel.de/autor/75 http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Tischgesellschaft
Bruch, Walter	http://de.wikipedia.org/wiki/Walter_Bruch , www.walterbruch.de/
Caracciola, R.	http://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Caracciola
Dieterle, W.	http://de.wikipedia.org/wiki/William_Dieterle
Frick, Wilhelm	http://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Frick www.shoa.de/biografien/94-wilhelm-frick-1877-1946.html
Geiger, J. W.	http://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Geiger_(Physiker)
George, Stefan	http://de.wikipedia.org/wiki/Stefan_George
Goetz, Curt	http://de.wikipedia.org/wiki/Curt_Goetz , www.curtgoetz.de www.renaissance-theater.de/cms.php?id=18
Langgässer, E.	http://de.wikipedia.org/wiki/Elisabeth_Langgässer , www.langgaesser.de
von Laue, Max	http://de.wikipedia.org/wiki/Max_von_Laue www.dhm.de/lemo/html/biografien/LaueMax/
Marx, Karl	http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Marx www.dhm.de/lemo/html/biografien/MarxKarl/index.html

von Metternich	http://de.wikipedia.org/wiki/Klemens_Wenzel_Lothar_von_Metternich
Müller, J. P.	http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Peter_Müller
von Parseval, A.	http://de.wikipedia.org/wiki/August_von_Parseval
Perscheid, Nicola	http://de.wikipedia.org/wiki/Nicola_Perscheid www.deutsche-biographie.de/sfz94688.html
Reger, Erik	http://de.wikipedia.org/wiki/Erik_Reger
Roeder, Emy	http://de.wikipedia.org/wiki/Emy_Roeder
Seghers, Anna	www.anna-seghers.de , http://de.wikipedia.org/wiki/Anna_Seghers www.dhm.de/lemo/html/biografien/SeghersAnna/index.html
Slevogt, Max	http://de.wikipedia.org/wiki/Max_Slevogt , www.max-slevogt-galerie.de
K. Freiherr v.u.z. Stein	www.fvsg-online.de/ , http://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Friedrich_Karl_vom_und_zum_Stein ,
Strassmann, F. W.	http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Straßmann
Ströher, F. K.	http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Karl_Str%C3%B6her , www.friedrich-karl-stroeher.de
Viebig, Clara	http://de.wikipedia.org/wiki/Clara_Viebig www.clara-viebig-gesellschaft.de
Wallot, Paul	http://de.wikipedia.org/wiki/Paul_Wallot , www.bundestag.de/kulturundgeschichte/architektur/reichstag/architektur/architekten/wallot.html
Wolf, Friedrich	http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Wolf , www.friedrichwolf.de
Zuckmayer, Carl	http://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Zuckmayer , www.carl-zuckmayer.de

VERORTUNGEN UND GEDENKORTE DER RHEINLAND-PFÄLZER IN BERLIN

BERLIN MITTE

Adlon, Hotel Adlon, Pariser Platz/Unter den Linden

Ball, Schauspielschule Deutsches Theater, In den Zelten 21

Bamberger, Reichsbank, Jägerstraße 34–38

Mitglied im Reichstag in den 1870er Jahren, Leipziger Straße 4

Brentano, wohnte 1809–11 bei Achim von Arnim, Mauerstraße 34

Dieterle, Volksbühne am Bühlowplatz (heute: Rosa-Luxemburg-Platz)

Deutsches Theater, Schumannstraße; Wohnung Max Reinhardt, Kupfergraben 7

Frick, Preuß. Generalstabgebäude am Königsplatz, Nähe Moltkebrücke
(heute Willy-Brandt-Straße, direkt neben dem Bundeskanzleramt)

Müller, Wohnung Nähe Garnisonskirche im Viertel Hackescher Markt

Heutige Humboldt-Universität, Unter den Linden 6

Perscheid, Atelier und Wohnung, Bellevuestraße 6a

Roeder, Akademie der Künste, Pariser Platz

Seghers, Grabstätte auf dem Friedhof Chausseestraße

Slevogt, Akademie der Künste, Pariser Platz

Stein, Wohnung (Gedenkplakette), Am Festungsgraben 1

Denkmal, Niederkirchner Straße (vor dem Abgeordnetenhaus)

Ströher, Akademie der Künste, Pariser Platz

Wallot, Reichstagsgebäude, Platz der Republik 1

Wolf, 1.9.1939 Uraufführung Cyankali, Lessingtheater (heute Kapelleufer)

Zuckmayer, Engagement im Deutschen Theater, Schumannstraße

1932 Rede im Preuß. Herrenhaus, Leipziger Straße 4

CHARLOTTENBURG-WILMERSDORF

Ball, Wohnung, Uhlandstraße 32 und 31

Bloch, Wohnhaus in der »Künstlerkolonie«, Kreuznacher Straße 52

Bruch, Hauptsitz von Telefunken 1960–1967, Ernst-Reuter-Platz 7

Caracciola, AVUS (von Charlottenburg über Grunewald bis Nikolassee)

Dieterle, Wohnung, Jenaer Straße 8

Geiger, Physikalisch-Technische Reichsanstalt,
Werner-Siemens-Straße 8–12, heute Abbestraße

George, Lesungen beim Portraitmaler Lepsius, Kantstraße 162

Goetz, Renaissance-Theater, Hardenbergstraße/Ecke Knesebeckstraße
Wohnung, Fredericiastraße 1

Langgässer, Wohnung, Eichkatzenweg 33

Stein, Büste und Gedenkplakette des Dt. Städtetages, Steinplatz

Ströher, Kunstgewerbe- und Handwerksschule,
Hardenbergstraße/Ecke Fasanenstraße

KREUZBERG-FRIEDRICHSHAIN › ORTSTEIL KREUZBERG

Bruch, Telefunken-Unternehmenssitz 1918–1937

Telefunkenhaus Hallesches Ufer 30

LICHTENBERG › ORTSTEIL FRIEDRICHSFELDE

Wolf, Zentralfriedhof – Gedenkstätte der Sozialisten, Gudrunstraße

PANKOW › ORTSTEIL PRENZLAUER BERG

George, Untermiete bei Frau Ebermann, Schwedter Straße 30

REINICKENDORF

Parseval, Luftschiffhalle auf dem Gelände des späteren Flughafens Tegel

STEGLITZ-ZEHLENDORF › ORTSTEIL DAHLEM

Dieterle, Wohnhaus, Schweinfurth Straße 25

STEGLITZ-ZEHLENDORF › ORTSTEIL GRUNEWALD

Geiger, Grabstätte auf dem Friedhof Grunewald

von Laue, Fritz-Haber-Institut, Faradayweg 4–6

Straßmann, Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, Habelschwerdter Allee 45,
Gedenktafel Thielallee 63
Viebig, Wohnung, Königstraße 3

TEMPELHOF-SCHÖNEBERG › ORTSTEIL TEMPELHOF

Reger, Redaktion des Tagesspiegel im Ullsteinhaus,
Ullsteinstraße/Ecke Mariendorfer Damm

TREPTOW-KÖPENICK › ORTSTEIL KÖPENICK

Langgässer, Wohnung, Seelenbinderstraße 44
Zuckmayer, Gedenktafel an den Hauptmann, Alt-Köpenick 21

TREPTOW-KÖPENICK › ORTSTEIL ADLERSHOF

Seghers, Wohnung (heute Gedenkstätte), Anna-Seghers-Straße 81

TREPTOW-KÖPENICK › ORTSTEIL ALT-STRALAU

Marx, Untermiete als Student von April bis Spätsommer 1837
beim Fischer Gottlieb Köhler, Alt-Stralau 25 (dort heute Gedenkstätte)

POTSDAM-BABELSBERG

Geiger, Wohnung, August-Bier-Straße 9

Herausgeber

Vertretung des Landes Rheinland-Pfalz
beim Bund und bei der Europäischen Union
www.landesvertretung.rlp.de

Texte

Dr. Anna Köbberling, Elisabeth Hartmann
Kathrin Griefßhaber, Michaela Veith

Redaktion

Michaela Veith

5. erweiterte Auflage, August 2011



Rheinland-Pfalz

VERTRETUNG DES LANDES
BEIM BUND UND BEI DER
EUROPÄISCHEN UNION

In den Ministergärten 6
10117 Berlin
Telefon 030 726 291 000
Telefax 030 726 291 289
www.landesvertretung.rlp.de